

Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich

Ludwig Bechstein

Bechsteins

Die
Sagen Oesterreichs.



Greifenstein.

Die

Verlag von C. B. Polet.



Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich.

Gesammelt und herausgegeben

von

Ludwig Bechstein.

Erster Band.

Leipzig, 1840.
Verlag von C. B. Polet.

Aller Ehren Ist Oesterreich Voll.



Vorwort.

Indem ich mich der Herausgabe des umfassenden Sagenwerkes unterziehe, welches dieser Band eröffnet, habe ich mich über die Tendenz und Haltung desselben mit wenigen Worten auszusprechen.

Unser Buch soll ein Volksbuch im edelsten und besten Sinne werden; es soll in des Volkes Händen allverbreitet ihm vor Augen und zu Herzen bringen, was meist aus ihm selbst lebendig heraustönte: die Sage, das Mährchen, die Legende, dieser Dreiklang der Poesie des Volkes. Den Vaterlandssinn, die Vorliebe für das Heimische und Heimathliche, für die alten Erinnerungen soll unser Buch beleben und erwecken helfen und dabei eine sittliche und belehrende Unterhaltung gewähren.

Den hohen sittlichen Werth der Volkssage habe ich an einem andern Orte*) bereits ausführ-

*) Ueber den ethischen Werth der deutschen Volkssagen. Eine Abhandlung, vorgedruckt dem dritten Theile des Buches: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Meiningen u. Hildburghausen, 1837.

lich besprochen. Er ist unzweifelhaft und überall bewährt.

Um aber hier günstige Bahn zu brechen und Eingang zu gewinnen, scheint es mir bei der ungeheuern Größe des Terrains unerläßlich, nicht nach Ländern, Provinzen und Gebieten solche Sagenkreise zu ziehen, wie ich bei dem Lande Thüringen gethan und ferner thun werde, sondern vorerst die der Menge gefällige Form bunter Mannichfaltigkeit zu wählen, damit nach allen Richtungen hin fast gleichzeitig die Stofffülle sich verbreite. So wird ein reichhaltiges Material, wie es noch nie gesammelt erschien, sich anhäufen und sich auch der wissenschaftlichen Sagenforschung dankenswerth darbieten, die ich bei allen meinen Bestrebungen im Gebiete der deutschen Volkssage stets auf das Ernsteste vor Augen habe.

Neben den zahlreichen Schriftquellen, die mir zu Gebote stehen und die zu vermehren ich unablässig bemüht bin, verschafften und verschaffen meine Verbindungen mir auch mündliche Traditionen so daß mit mancher noch ungedruckten Sage diese Sammlung vermehrt werden wird.

Die Abwechselung der Erzählung in Prosa mit metrischen Sagenbearbeitungen lag im Wunsche des Herrn Verlegers; ich wähle jedoch, wo

ich nicht selbst der Autor bin oder alterthümlichen poetischen Ueberlieferungen folge, nur gelungene Balladen und Romanzen österreichischer Dichter aus und nenne die Quelle oder die Verfasser mit der gebührenden Anerkennung. Diese Letzteren werden mir wegen solcher Aufnahme nicht zürnen, da ich über mich selbst gern das Gleiche ergehen lasse.

Daß ich gediegene Sagensammlungen benutze, liegt in der Natur der Sache; oft wird auch eine Sage nach anderer Lesart oder verschiedenartiger Erzählung mitgetheilt werden, denn mannichfaltig ist überall die Weise, in welcher beliebte Sagen volksthümlich ausgeprägt erscheinen. Ausschmückung aber, welche von der Einfachheit der Tradition gänzlich abweicht, sie entstellt oder gar unkenntlich macht, wird von mir stets verschmäht und vermieden werden.*)

Weit früher, bevor ich begann, die Sagen meines Heimathlandes, Thüringen, zu sammeln und herauszugeben, war es Oesterreich und vornehmlich Böhmen, dessen Vorzeit und Sagenwelt mich mächtig anzog, so daß ich dieselbe zum Ge-

*) Vielfach versündigen in neuerer Zeit Unberufene sich an der Unverletzlichkeit der Volkssage, indem sie deren Begriff mit Erdichtung für identisch halten, und als schnellfertige Sagenfabrikanten ihre an den Haltpunkt einer Sage vielleicht lose angeknüpften Fabeleien als Sagen unter's Volk streuen.

genstand ernster Studien machte. Ich sammelte Chroniken, Geschlechtshistorien und Karten, und das Ergebniß jener Bestrebung wurde zum Erstlings-Versuch eines geschichtlichen Romans, welcher unter dem Titel: Die Weissagung der Libussa, 1829 in 2 Bänden erschien. Es fehlte später nicht an Aufmunterung und Anregung, auf diesem Gebiete weiter zu schreiten, fortzusammeln und den Kreis meiner Kenntniß desselben zu erweitern, so daß ich es mindestens nicht als ein unberufener Fremdling betrete.

Ausführliche Mittheilung über die bei diesem Werke benutzten Literaturquellen, wie über die Verwandtschaft vieler Sagen Oesterreichs zu andern deutschen Sagen bleibt einer spätern Zeit vorbehalten.

Ein äußerst reichhaltiges Material liegt zu unserm Werke vor; möge das Publikum demselben so viel Antheil spenden, daß wir uns aufgemuntert fühlen, das Unternehmen mit der Liebe zu Ende zu führen, mit welcher dasselbe von uns begonnen wird!

Meiningen, im Herbst 1839.

Ludwig Bechstein.

Sagen von der Stadt Wien.

I.

Der Stadt Wien Ursprung, Gründung und Name.

Vom Ursprung der uralten Stadt Wien ist viel geschrieben und gefabelt worden, und es haben die Chronikenschreiber der früheren Jahrhunderte mancherlei ausgesagt, was nicht glaubhaft klingt. Einer behauptete, Wien sey nicht jünger als Rom; ein Anderer erzählte, daß nicht allzulange nach der Sündfluth ein Fremdling, mit Namen Abraham, sich mit den Seinen am Ufer der Donau, und zwar da niedergelassen, wo heutzutage der Markt Stockerau gelegen ist; welcher Abraham dann zur Erbauung Wiens den ersten Grund gelegt. Noch Andere haben geschrieben, daß ein naher Nachkomme des Erzvaters Noah, der ein König der Deutschen gewesen und Suevus geheißen, bereits im Jahr der Welt Zweitausend zweihundert und achtzig den Anfang zur Erbauung Wiens gemacht habe. Auch sind viele Schriftsteller der Meinung gewesen, daß die

Römer bei ihrem mächtigen Vordringen in die germanischen Wälder da, wo heute Wien liegt, eine Colonie begründet und eine Stadt gebaut, das alte **Faviae**, in welcher eine Reihe der römischen Kaiser bisweilen residirt, daß aber diese Römerstadt in späterer Zeit durch die feindlichen Völkerschwärme der Hunnen, Gothen und Avaren bis auf die geringste Spur vernichtet worden sey. Nicht minder wird Wien eine Stadt der Winden oder Wenden genannt, daher ihr lateinischer Name **Vindobona**.

Klarer und fester gestaltet tritt die Stadt Wien zur Zeit Kaiser Heinrichs des Städtegründers in die Geschichte. Dieser stiftete das Markgrafenthum von Oesterreich, und Leopold der Heilige wurde des Landes erster Markgraf und Schirmvoigt gegen die feindlichgesinnten Nachbarvölker, von denen die Ungarn die gefährlichsten und gefürchtetsten waren, die Leopold mit tapferer Hand besiegte. Er baute auf die Vorderseite am äußersten Rücken des Kahlenberges, die heute noch nach ihm Leopoldsberg genannt wird, ein stattliches und starkes Schloß, das die Gegend umher beherrschte, das freien Umblick über die gesegneten Auen und sanftgehügelten Gefilde Panoniens und Noricums bis zu den höheren Gebirgen hin gewährte und jetzt bis auf die Ringmauern in umbuschten Trümmern liegt. Bald fanden sich Anwohner in Menge, die in der reizenden Ebene am Ufer des gewaltigen Stromes und geschirmt von der nahen Fürstenburg sich Häuser bauten, und so wuchs allmählig das schöne, heitere, lebensfrohe Wien. Doch soll die Stadt diesen Namen nicht alsobald ge-

führt haben, sondern von der alten Römerstadt **Faviae** oder **Favianae** genannt worden seyn. Daraus wurde **Vianae, Viennae,** Wie'nn, wie es eigentlich noch heute heißt und gesprochen wird, und nicht Wihn, wie die Ausländer sagen.

Andere halten jedoch für wahrscheinlicher, daß das kleine Flüßchen, die Wien, welches nahe der innern Stadt vorbeifließt und unterhalb derselben in die Donau fällt, ihr den Namen verliehen habe, was billig an seinen Ort gestellt bleibt.

II.

Von Wiens Thoren.

Die harmlosen und scherzfröhlichen Bewohner der Kaiserstadt hatten vor Alters ein Sprüchwort, und haben dasselbe vielleicht heute noch, das lautete, wie ein Reisender um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erzählt: „Wien hat starke Mauern und feste Basteien und sechs wohlbewachte Thore, und doch kann man in die Stadt herein kommen, ohne ein Thor zu passiren." — Dieß sind die Namen der Thore: Das Stubenthor, (das Ungarische) das Kärnthnerthor, das Burgthor, das Schottenthor, das Neuthor und der rothe Thurm, und weil der rothe Thurm nicht den Namen eines Thores führte, obwohl er eins war, da er noch stand, so zielte darauf hin der Scherz. Gerade durch diesen Thurm ging die stärkste Passage

in die innere Stadt, denn Alles, was zu Schiffe anlangte oder vom jenseitigen Donau-Ufer herüberkam, das mußte hierdurch seinen Weg nehmen.

An diesem rothen Thurme stand auch gleich eine gute Lehre für die fremden Einwanderer:

Welcher kommt durch diese Port,
Dem rath ich mit getreuem Wort,
Daß er halt Fried in dieser Stadt,
Oder er macht ihm selbst Unrath,
Daß ihn zwei Knecht' zum Richter weisen
Und schlagen ihn in Stock und Eisen.

III.

Wiener Wahrzeichen.

Kaum wird es eine Stadt im lieben deutschen Vaterlande geben, welche so vieler Wahrzeichen sich zu erfreuen hätte, als das alte Wien. Wer kennt nicht sein edelstes, höchstes, schönstes, den Stephansthurm? Wer kennt nicht die weitgenannte Spinnerin am Kreuz, das kunstvolle gothische Denkmal, das von der Höhe des Wienerberges hinabschaut auf die weithin zu des Berges Füßen reizvoll hingelagerte Stadt? Diese Wahrzeichen allzumal sind umblüht von Sagen des Volkes, theils heiterer, theils ernster Art, und wunderlich sind manche dieser Denk- und Erinnerungszeichen ausgedeutet worden. Oft versuchte sich an den einfachen Ueberlieferungen aus dem Volksmunde

gelehrter Scharfsinn und schuf, auf Ab- und Irrwege gerathend, unnatürlichen Aberwitz aus der kunstlosen Blüthe des Volkswitzes.

Zwischen dem vorhin genannten Stephansthurme und der eben auch genannten Spinnerin am Kreuze auf dem Wienerberge findet nach dem Volksmunde diese Beziehung statt, daß die Spitze des Thurmes genau so hoch aufragt, als die Spitze des kunstvollen Kreuzstockes auf dem Berge, dessen Höhe vom Boden auf sechs Fuß drei und einen halben Zoll Wiener Maaß hält.

Manche alte Wahrzeichen hat auch die Zeit hinweggedrängt, und nur an den dauernden Fels der Erinnerung ist das sagenhafte Verweilen der Kunde von ihnen gebannt. Eines derselben war

1.

Die Speckseite im rothen Thurme.

Der Reisende, welcher sonst aus dem innern Deutschland sich der Kaiserstadt näherte, betrat sie durch dasjenige Thor, welches der rothe Thurm hieß. Dieser Thurm an sich war schon merkwürdig durch die an ihm angebrachte Steinbildnerei, die zum Träger einer Sage geworden. Man erblickte an ihm zwei steinerne Statuen, deren eine Herzog Leopold den Fünften von Oesterreich darstellte, die zweite

aber den vom Erstgenannten gefangen gehaltenen König von England, Richard Löwenherz, und es soll von dem Lösegelde des gefangenen Königs eben dieser Thurm erbaut worden seyn. Inwendig aber am Thorgewölbe hing eine Speckseite, von der wird Folgendes erzählt.

Man sagte sonst allgemein den guten Wienern nach, daß bei ihnen und über sie die Weiber das Regiment hätten und die Männer vor ihnen in beständiger Furcht lebten. Diesen Spott nahmen sich die Männer endlich dermaßen zu Herzen, daß sie sich darüber bei ihrer Obrigkeit beklagten und beschwerten, und um Abhülfe baten, da es doch gar nicht auszuhalten sey, in Aller Munde für Feiglinge und Leute zu gelten, die unterm Pantoffel. Da ließ der Magistrat eine rohe Speckseite unter das Thorgewölbe des rothen Thurmes hängen und zwei große Schrifttafeln daneben, auf welchen deutlich zu lesen war:

Befind't sich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit sprechen kann,
Daß ihm sein' Heirath nicht gerauen
Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Backen*) herunter hauen.

und:

Welche Frau den Mann oft rauft und schlägt,
Und ihn mit kalter Lauge zwägt**),
Der soll den Backen lassen henken,
Ihr ist ein andrer Kirch-Tag***) zu schenken.

---

*) Backen, das halbe Hinterviertel, Schinken vom Hintertheil.
**) Zwägt, den Kopf wäscht.
***) Hochzeittag.

Auch wurde durch die ganze Stadt Wien ausgerufen, daß dieses Zeichen aufgehangen sey, und jedermänniglich aufgefordert, sein Hausregiment zu documentiren, allein — die Männer schwiegen still und duckten, nach wie vor, — den Backen keiner holen will, er blieb im rothen Thor.

Endlich kam ein kecker, junger Ehemann, der sich einbildete, weil noch die Flitterwochen, und das Weiblein ihm aus Liebe Alles zu Liebe that, er sey ein rechter Hausherr, erbot sich demnach kecklich, die Speckseite herunterzuholen, nahm eine Leiter, rief viele Zeugen und klomm im Thorgewölbe empor. Da es aber gerade ein heißer Sommertag war und die Speckseite was weniges triefte, so stieg er rasch wieder von der Leiter und zog den saubern neuen Rock aus, den er trug. Auf Befragen, warum er denn seinen Rock ausziehe? antwortete er:

„Ei, ich will den Rock erst ausziehen, denn wenn ich ihn unsauber mache und heimkomme, so werde ich von meiner Frau übel gescholten."

Da lachten alle Zuschauer laut auf, sahen, daß er ein Aufschneider und ein Pantoffelritter war, zogen ihn mit einigen trockenen Rippenstößen von der Leiter hinweg und litten nicht, daß er den Backen hole. Dieser blieb nachher noch ein Paar hundert Jahre hängen, wurde als ein Wahrzeichen gezeigt, darnach kein Wiener Mann Verlangen trüge, und kam hinweg, als im Jahr 1776 der rothe Thurm abgetragen wurde.

2.

Der Stock im Eisen.

Das eigentliche und älteste Wahrzeichen Wiens, von dem mehr als eine Sage erzählt wird, ist der sogenannte Stock im Eisen, an dem Hause gleiches Namens, nicht weit von St. Stephans Münster.

Ein armer Schlosserlehrling entwandte seinem Meister einen überaus künstlichen Nagel, welcher bei dem Bau eines Jagdschlosses Herzog Leopold des Heiligen verwendet werden sollte, das im Wiener-Walde errichtet wurde. Bei der Heimkehr verirrte er sich in das Walddickicht.

Im Walde stand ein besonderer Baum, zu dem der Verirrte immer wieder gelangte, so daß er endlich ganz erschöpft und weinend unter diesen Baum auf das weiche Moos sank, und da wurde er inne, daß er sich eines großen Fehlers schuldig gemacht durch den Diebstahl, schämte sich aber doch, sein Verbrechen einzugestehen, wollte jedoch auch den Nagel nicht behalten und schlug ihn in den Baum.

Und wie er den Nagel in den Baum geschlagen hatte, so stand der böse Feind neben ihm, und sprach: „Den gestohlenen Nagel kannst Du wohl einschlagen; könntest Du aber einen solchen Nagel und ein Schloß machen, das diesen Baum vor Axt und Säge schützte, so wäre Dir geholfen.“

Der Junge erschrak zwar sehr, doch faßte er einen frischen Muth und sprach: „Ich habe deß wohl Lust und Muth, solch Schloß fertigen zu lernen, so Ihr mir's lehren wollt und könnt."

Der Teufel sagte: „Topp!" und hieß den Jungen mit sich gehen, der nun einen Bund mit ihm machte und von ihm Lehre und Unterweisung erhielt, so künstliche Schlösser zu verfertigen, wie Niemand in der Welt. Diese Schlösser vermochte kein anderer Schlossermeister zu öffnen, und so verdiente der junge Meister viel Gut und Geld und wurde ein reicher und angesehener Mann. Neben jenem Nagel schlug er einen ganz gleichen ein, zum Zeichen, daß er seinem Meister gleich sey an Kunstfertigkeit, und umgab den Baum, dessen obern Theil er absägte, so daß nur noch ein Stock dastand, mit einem starken Eisenringe, hing auch ein Schloß daran, welches kein Mensch zu öffnen vermochte, und lebte herrlich und in Freuden.

Endlich so kam die Zeit, daß der Pact um war, den der Schlosser mit dem Bösen geschlossen, und dieser gedachte ihn zu holen. Jedoch der Schlosser hatte längst bereut, sich mit dem Feinde eingelassen zu haben, und ging jeden Morgen in die Kirche, eine Messe zu hören. Die Kraft der Messe aber schützte den Frommen je vierundzwanzig Stunden lang, das wußte er gar wohl, und deshalb hörte er sie täglich, und der Böse, der auf ihn lauerte, konnte ihm nichts anhaben. Eines Tages ging er in einen Keller auf St. Peters Platze, allda vor Anfang der Kirche ein Glas Wein zum Morgenimbiß zu trinken, und verspätete sich in

etwas. Als er endlich doch zur Kirche schritt, begegnete ihm ein altes Weib, das rief ihm zu: „Zu spät! zu spät! Die heilige Messe ist schon gelesen!" Da ließ sich der Schlosser bethören und kehrte um, und ging wieder in den Keller, noch ein Glas Wein zu trinken; kaum aber setzte er den Becher an die Lippen, so trat das alte Weib von vorhin, das Niemand anders, als der Teufel war, auch herein, faßte und würgte ihn, drehte ihm den Hals um und hing ihn an die Wand an einen Haken.

Nach der Hand kamen gar viele geschickte Schlosser und probirten, das Schloß zu öffnen, doch vergebens, und als später Wien sich immer mehr anbaute und vergrößerte, ließ man den Stock im Eisen zum Wahrzeichen stehen, daß bis in diese Gegend sich der Wiener-Wald vor Zeiten erstreckt, und jeder wandernde Schlossergesell schlug einen Nagel hinein, so daß er voller Nägel wurde.

3.

Der Stock im Eisen.

Zweite Sage.

Als der Stock mit den wunderkünstlichen Nägeln schon lange stand und ihn um und um die Stadt Wien umgab, da ließ der hochweise Rath gemeiner Stadt an sein Eisenband ein gar künstlich Schloß

machen und anlegen. Dieses Schloß verfertigte ein fremder Geselle, der von weiter Ferne hergekommen war, so weit, daß Niemand recht eigentlich wußte, wo dessen Heimath sey. Wie nun das Schloß am Stocke hing, so fragte der Stadtrath nach dem Preise für die schöne und künstliche Arbeit. Da forderte der Gesell einen gar hohen und schier unerschwinglichen Lohn. Deß erschraken der Rath und die Stadtältesten und weigerten dem Gesellen die Zahlung. Darauf ergriff dieser sofort den Schlüssel, schleuderte ihn mit einem Fluche hoch in die Luft und hub sich von dannen. Der Schlüssel soll heute noch herunterfallen. Nun schrieb der Rath einen hohen Preis aus für Den, welcher im Stande sey, das Schloß zu öffnen und einen dazu passenden Schlüssel anzufertigen. Viele Schlosser wollten den Preis gewinnen, fertigten Schlüssel auf Schlüssel, aber es begab sich, daß jedesmal, so oft einer den Schlüssel in die Esse brachte, eine unsichtbare Hand den Bart umdrehte, so daß er nicht schließen konnte. Dieß that der Böse, der, und kein Anderer, damals der Geselle und Verfertiger des Schlosses gewesen war, den Stadtrath und die Schlosser zu äffen. Nun war bei einem Schlossermeister ein pfiffiger und listenreicher Lehrbub, der simulirte bei sich selbst, wie es wohl anzufangen sey, einen Schlüssel zum Schloß und den Preis dazu zu gewinnen, und fand richtig das Mittel. Er verfertigte in der Feierabendzeit, als Meister und Gesellen die Werkstatt verlassen hatten, in aller Stille einen Schlüssel, setzte den Bart mit dem Loth verkehrt an, brachte ihn in

die Kohlen und zog den Blasebalg, daß rings die hellen Funken wie knisternde Blitze durch die Schmiede sprühten. Der immer lauernde Böse war gleich unsichtbar zur Hand, drehte den Bart des Schlüssels um, und — war betrogen, denn nun paßte der Schlüssel. Der Lehrbub empfing Lobsprüche über Lobsprüche, empfing den Preis, den der Magistrat ausgesetzt, ward gleich zum Gesellen und bald darauf zum Meister gesprochen und heirathete des Meisters sittsames und bildschönes Töchterlein, das er schon geraume Zeit heimlich liebte.

Zwar ist in späterer Zeit der Schlüssel wieder abhanden gekommen, aber der Stock im Eisen steht immer noch in der Nische eines Hauses an dem Platze, da er vor Alters stand, und der seinen Namen „Am Stock im Eisen" führt. Jeder wandernde Schlossergeselle, der nach Wien kam, schlug einen Nagel in den Stock, dem dummen Teufel zum Hohn, und davon hat der Stock ordentlich eine eiserne Rinde bekommen, so daß er mit vollem Rechte den Namen: Stock im Eisen führt.

4.

Der Stock im Eisen.

Ein Gedicht.

(Spindler's Damenzeitung, 1830, Nr. 269. — Duller's Donau, S. 90.)

O, lieber Stock im Eisen,
Du warst ein Baum zumal,
Mit Blättern und mit Zweigen
Im grünen Gartenthal.

Der Städter wohnt im Frieden
In hoher Häuser Pracht,
Seit dich hier anzuschmieden
Der Schlosser war bedacht.

Gleich einem müden Greisen
Was lehnst du am Gestein?
O, lieber Stock im Eisen,
Wo sind die Zweige dein?

Es scheint der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt;
Die Nachtgespenster munter,
Der Mensch in Schlaf versenkt.

Die Eule weint, die Eiche
Hoch in den Winden saust,
Der Schlosser naht zum Streiche,
Die Axt in schwerer Faust.

Er leget an die Zweige
Die Axt rothglühend an, —
Da weint der Stock im Eisen;
Was hat man dir gethan?

„Herr Gott! auf meinen Zweigen
Der Vogel dich lobprieß!"
Der Schlosser heißt ihm schweigen
Und macht ihm ein Gebiß.

Der Schlosser liegt im Flaume,
Vom schweren Handwerk müd'.
Die Seele von dem Baume
Durch's Eisen glänzt und glüht.

In schauerlichen Weisen
Der Adler oben schreit:
„Macht flink aus Holz und Eisen
Ein'n Sarg, ihr Zimmerleut'!"

Und die vorüber reisen,
Viel Nägel schlagen ein;
O, lieber Stock im Eisen,
Das ist die Rinde dein.

Es schau'n den Stock im Traume
Die kleinen Junker an; —
Wer zog, wer zog dem Baume
Die schwarze Rüstung an? —

IV.

Sagen vom Münster zu St. Stephan.

Fast in Mitten der Stadt Wien ragt St. Stephans hochalterthümlicher Bau mit seinem wunderbaren Riesenthurme empor, geziert mit mannichfaltigem Bildwerk alter Kunst, mit Wahrzeichen mancher Art geschmückt und von Sagen mannichfach umklungen.

1.

Des Münsters Erbauung.

An derselben Stelle, wo jetzt der Dom zu St. Stephan steht, erbaute des heiligen Leopold Sohn, Heinrich II., Jasomirgott genannt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zuerst eine Kirche und weihte sie dem Märtyrer St. Stephanus. Dieses Gotteshaus brannte ab, wurde wieder aufgebaut und sank im Jahr 1275 zum zweiten Male in Asche. Der Böhmenkönig Ottokar ließ die Kirche von Neuem aufbauen, und in ihr dankte schon 1278 König Rudolph dem Himmel für den ihm über Ottokar verliehenen Sieg. Das folgende Jahrhundert sah des Tempels

Vergrößerung, doch nur langsam wuchs der gigantische Bau. Herzog Albert II. schrieb 1339 von jedem Unterthan einen Groschen Steuer aus zum Münsterbau, davon selbst die Kinder in der Wiege nicht ausgenommen waren.

Nicht nur das hohe Hauptportal dieser ehrwürdigen Kathedrale, sondern auch die übrigen Thüren und Pfeiler der Außenseite sind mit Bildsäulen und andern Erinnerungszeichen vielfach ausgeschmückt, und es reden diese Steine von der alten Zeit, von der Väter Sitte und Sinnesart. Bilder des Erlösers, seiner gebenedeiten Mutter und vieler Apostel, Heiligen und Märtyrer sind, nebst Scenen aus der heiligen Geschichte, an unzähligen Stellen angebracht und dienen den Andächtigen zu ernster und frommer Betrachtung.

Daneben ist manches symbolische Zeichen befindlich, das verschiedentliche Deutung zuläßt; ein Löwenbändiger, ein geflügelt Ungeheuer mit Jungen und vieles Andere.

Die Kirche ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt; ihre Wandpfeiler sind sieben Schuh dick, ihre Länge beträgt 55 Lachter 3 Schuh, die Breite 37 Klafter.

Außerhalb dem eisernen Gitter zeigen sich zwei große eiserne Haken. Das Volk erzählt, der Umfang ihrer Krümmung zeige die Größe des Brodes an, die zur Zeit der Erbauung üblich gewesen.

2.

Meister Pilgram.

Wenn man von der Seite des Riesenthores oder Haupteinganges der Kirche an der linken Seitenwand bis ungefähr in die Mitte des Schiffes kommt, so zeigt sich ein äußerst künstlicher, aus einer steinernen Knospe entwickelter, von unten nach oben sich ausbreitender Blumenkelch, welcher, oben mit leichten zierlichen Spitzbögen umrandet, einst als Chor eine Orgel trug. Daran erblickt man unten eines Mannes Bild, altergrau, ja geschwärzt, aus einer Fensteröffnung hervorgelegt, das hält in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaaß. Buschige Haare überwallen Haupt und Rücken, und erstere deckt ein altdeutsches Baret. Der Hals ist bloß und offen, das Oberkleid zeigt Bauschärmel, das Untergewand ist an der Brust mit Riemen zugeschnürt. Das Gesicht ist bartlos, mager und hager, zeigt lebenvolle, starke Züge, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen und breites Kinn. Darunter die Buchstaben **M. A. P.**

Dieses Bild stellt den Meister Anton Pilgram dar, den Schöpfer dieses kunstvollen Orgelchors, der prachtvollen und über alle Maaßen kunstreichen steiner-

nen Kanzel und — des weltberühmten Stephansthurmes.*)

Zum Thurme wurde zwar bereits im Jahre 1360 durch Herzog Rudolph der Grund gelegt, aber den Hochbau begann und setzte Meister Pilgram von 1407 an fort, und vollendete ihn 1433.

Eine alte Chronik sagt aus, daß bis zu 1407 kein behauener Stein an und in dem Thurme sey, der nicht an Werth und Arbeit einen Dukaten halte, und daß bis zu jener Zeit bereits am Thurme allein mehr als vierundvierzigtausend Gulden verbaut worden.

Der Taglohn für einen Steinmetzen war 5 Pfennige, für die übrigen Werkleute und Handlanger nur 3 Pfennige.

Hoch oben unter der Spitze des kunstreich durchbrochenen Münsterthurmes brachte Meister Pilgram an den vier Ecken Hirschgeweihe an, und nicht weit davon abwärts eine in Stein gehauene Viehweide, zum Wahrzeichen, daß vor Alters in dieser Gegend nur Wald und Weide gewesen sey. Von diesen Zeichen soll der Gebrauch stammen, daß man alljährlich zur Zeit des Kirchweihfestes an die Fahnen, welche an den vier Ecken des Thurmes aufgesteckt wurden, Viehschellen hing, die harmonisch im Winde tönten.

---

*) Neuere Forschungen vindiciren dieses Bild am Chor und Kanzel dem Meister Buchsbaum. Wir folgen hier den Angaben Primissers, v. Hormayrs und dem Werke: Neueste Geschichten und Beschreibungen der merkwürdigsten Gotteshäuser, Stifte und Klöster, Wallfahrtskirchen, Gnadenörter, Calvarienberge, Grabmäler und Gottesäcker in der österreichischen Monarchie 2c. Brünn, 1821.

Der Thurm neigt sich an seiner Spitze merklich nordwärts, die Abneigung beträgt über 3 Schuh; das habe er gethan, geht die Sage, bei der ersten Belagerung Wiens durch die Türken.

In der Nähe des großen und kunstreichen Uhrwerkes ist ein kleines Stübchen für die Feuerwächter und vor demselben so viel Raum, daß man darauf bequem Kegel schieben kann, was sonst für eine gar große Merkwürdigkeit des Stephansthurmes erachtet wurde.

3.

Der vom Münster gestürzte Lehrling.

An des Münsters Ostseite erblickt man den unausgebauten Thurm, der an Kunst und Zierlichkeit der Sculpturen, die verschwenderisch an ihm angebracht sind, den ausgebauten Thurm noch übertrifft. So geht nun die Sage: Als Meister Pilgram den großen Thurm gebaut hatte, bethörte ihn der Stolz über alle Maßen, und er vermaß sich hoch, daß Keiner es ihm nachthun könne. Da wettete der Lehrbub, daß er den zweiten Bau noch schöner aufführen wolle, und der Meister nahm die Wette an. Der Lehrling baute nun rüstig und guten Muthes, brachte auch den Thurm bis zu einer gewissen Höhe, und alle Welt bewunderte den erfindungsreichen Fleiß des Jünglings; darüber erweckte der böse Feind Groll und Neid im Herzen des

Meisters und das Gift der Eifersucht; denn der Meister sah gar wohl, daß der Lehrling ihn übertreffen werde. Und Meister Pilgram legte dem treuen und fleißigen Gesellen Buchsbaum eine Falle auf dem Gerüst; darauf ist dieser unversehens getreten und hat sich zu Tode gestürzt.

Als Wahrzeichen dieser so untreuen That zeigt man außen an der Kirche überm Portal des Riesenthores unter andern abenteuerlichen Gestalten die Steinfigur eines Menschen, der seinen Fuß auf dem Knie eines andern aufstemmt.

4.

Neidhart Fuchs, der Bauernfeind.

Gegenüber den Häuserfronten des Stockameisenplatzes ist links neben einem Eingange in den Münster das steinerne Grabmal eines fränkischen Ritters, Otto Fuchs, genannt Neidhart, ersichtlich. Dieser Ritter war wegen seiner Scherzhaftigkeit und seines fröhlichen Wesens gar sehr beliebt bei dem Herzog Otto von Oesterreich, und war des Fürsten lustiger Rath. Er vexirte mannichfach die Bauern und turbirte sie auch bisweilen über die Maaßen.

Nun war es damals Hof- und Landsitte, daß, wer zuerst zur schönen Frühlingszeit ein Veilchen fand, den Ort sich heimlich merkte, wo das Veilchen blühte,

und schnell davon den Freunden Nachricht gab. Dann zog des Hofes oder der Dörfer scherzfreudige Jugend mit Sang und Klang hinaus zu dem Orte und grüßte durch Tanz und Becherlust den freudenbringenden Frühling.

So fand nun eines Märztages Herr Neidhart das erste Veilchen, deckte es sorgsam mit seinem Hute und eilte nach Hofe, des Fundes frohe Mähr kund zu thun.

Siehe, da trat aus dem Gehölz ein Bäuerlein, dem Ritter Otto oft Schimpf angethan, nahm den Hut, pflückte das Veilchen, setzte ein ganz anderes übelriechendes hin, deckte den Hut darauf und schlich hinweg.

Nicht lange, so kamen aus der Stadt Wien die fröhlichen Junggesellen, an ihrer Spitze der Herzog und Ritter Fuchs, zogen um den Hut den üblichen Reigen, und Einer deckte den Schatz auf, welcher darunter lag. Gelächter mischte sich mit Ausrufen des Unwillens; Alle glaubten, daß der Ritter sie geäfft mit diesem plumpen, bäuerischen Scherze, und der Herzog schaute ungnädig drein. Beschämt und beschimpft enteilte von Schauplatz seines Glücksfundes Herr Neidhart und kam in das nächste Dorf.

Schon von weitem hörte er lustigen Gesang und Reigenklang, und als er näher kam, sah er sein Veilchen an einen Stab gebunden, um den sich Alt und Jung mit fröhlichen Sprüngen drehte.

Schrecken ergriff den Bauer, der den Raub begangen; in seinem Antlitz stand das Geständniß seiner

unsaubern Schimpfthat, und Ritter Otto entbrannte vor Zorn.

Er schlug den Bauer todt und ein Paar andere noch dazu.

Solche Thaten sind an seinem Grabsteine abgebildet und verewigt worden.

5.

Der Hahnrei.

Ohnweit der Küsterwohnung, nahe beim Thore, auf St. Stephans Kirchhof wurde ein Denkmal erblickt aus einem röthlichen Steine, das sie im Volke den Hahnrei nannten. Es stellte dar einen Mann, ein Weib und ein Kind, und ist auf der Frauen Untreue und Wankelmuth gemünzt.

Der Mann legt auf die Brust die rechte Hand, damit zeigt er seine Treue an; die Frau aber macht mit ihren Fingern an seiner Stirn das Zeichen des Hörnertragens, andeutend, daß sie ihm keine Treue gehalten und das Kind nicht das seine sey.

Verwitterte Schrift umgab den Stein, der vielleicht wohl auch heutiges Tages nicht mehr gefunden werden mag. Sollte aber heutiges Tages jeder Hahnrei solchen Stein bekommen, hätten traun die Steinmetzen kaum Hände genug.

6.

Capistranus Kanzel.

Am Münster zu St. Stephan wird noch die Steinkanzel gezeigt, auf welcher im Jahre 1454 der heilige Johannes Capistranus, vom Orden des heiligen Franziskus, gepredigt gegen die Sündhaftigkeit der Welt und ihre Freuden, der gewaltiglich eiferte gegen Putz und Spiel, gegen Schimpf und Scherz. So wundersam wirkte, wie die Sage geht, sein Wort, daß, obgleich er lateinisch predigte, doch von allem Volke, Männern, Frauen, Mägdlein und Knaben, seine Rede ebenso verstanden wurde, als ob er in deutscher Sprache geredet. Da strömte Alles hinzu, und die Männer brachten herbei vor die Kanzel ihre Schachzabel, Bret= und Pochspiele, ihre Karten und Bälle, die Frauen Perlen und Ringe, Schmuck und Geschmeide, Hauben und Zierkleider, Gold und Agtstein, Silber und Edelgesteine, und die holdseligen Jungfrauen schnitten ihre langen Zöpfe ab, die der eifernde Capistranus auch als sündlich verdammte. Und wenn ein großer Haufe von Schmuck und Zierrath, Spiele und Tand beisammen war, da ließ der Heilige es mit Feuer anstoßen und brannte den ganzen Haufen zu Asche.

Viele der Zuhörer thaten sich ihrer Sünden ab, thaten zerknirscht Buße, legten das härene Gewand des

Pater Seraphicus, Franz von Assissi an, oder griffen zum Schwerte gegen den Erbfeind der Christenheit und folgten dem heiligen Manne, der voranzog, die Schaaren gegen Mohamed zu Kampf und Sieg zu führen.

7.

Mirakelbilder des Münsters.

Im Innern des Domes zu St. Stephan, und zwar in der Kapelle des heiligen Kreuzes, steht ein lebensgroßes Crucifix, und es ist daran merkwürdig, daß das Bild des Erlösers mit einem struppigen, staubigen, schwarzen Haarbart versehen ist. Die Sage geht, daß diesem Bilde der Bart wachse und alljährlich am Charfreitage abgeschnitten werden müsse.

Ein anderes Mirakelbild ist dasjenige der Gottesgebärerin, welches genannt wird: Unsrer lieben Frauen Bild von Pötsch. Im Dorfe gleiches Namens, das in der Grafschaft Zabolz in Ungarn gelegen ist, stand dieses mit geringer Kunst auf Holz gemalte Bild, ohne sich sonderlicher Verehrung zu erfreuen. Da geschahe es gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, daß ein dortiger Bauersmann, Namens Michael Cory, als er in der Kirche seine Andacht übte, wahrnahm, daß das Bildniß Thränen vergoß. Sogleich theilte er diese Wahrnehmung andern Gläubigen mit, und es wurde

beobachtet, daß das Bild ganzer vierzehn Tage weinte, am meisten aber am Tage von Mariä Empfängniß. Der Ruf vom Bilde der lieben Frau von Pötsch erscholl weit und breit in alle Umgegend und zog viele Andächtige herbei; aber die Kaiserin Eleonora ließ es nach Wien bringen, wo es in mehreren Klöstern und Kapellen zur Verehrung ausgesetzt wurde, bis es auf allerhöchste Verordnung auf dem Hochaltare zu St. Stephan zu immerwährender Verehrung aufgestellt wurde.

Anderer miraculöser Bilder, wie der „Hausmutter" ꝛc., vor welchen die Frommen gern ihre Andacht verrichten, nicht zu gedenken, muß noch ein Stein erwähnt werden, der sich in Messing an der Halle der Siegerpforte des Münsters, auf der Sakristeiseite, rechter Hand vom Ausgange, eingemauert zeigt.

Auf diesem weißen Steine floß einst das Blut des heiligen Colomann, als diesem Blutzeugen Gottes in der Marter beide Beine abgesägt wurden.

Eine lateinische, jetzt kaum noch lesbare Inschrift sagt aus, daß Herzog Rudolph **IV.** von Oesterreich den Stein hier aufbewahren lassen.

Von den Berührungen und Küssen der Gläubigen, die ihre Finger küssen, den Stein damit bestreichen und wieder küssen, ist er ziemlich ausgehöhlt.

8.

Des treuen Vorlauf und seiner Gefährten Grabmal.

Vor dem Eingange zur kaiserlichen Gruft im Münster ist ein rothmarmorner Denkstein ersichtlich mit messingeingelegter Schrift. Dieser zeigt die Namen Conrad Vorlauf, Kunz Rampersdorfer und Hans Rock, der Erste Bürgermeister, die beiden Andern Rathsherren der Stadt Wien.

Die Herzoge Leopold und Ernst, Brüder, hatten sich entzweit auf Tod und Leben um die Vormundschaft des Knaben Albrecht, nachherigen römisch-deutschen Kaisers. An dieser Entzweiung nahm auch das Volk Antheil, spaltete sich in zwei Parteien, und während das niedere Volk und die Handwerker zu Leopold hielten, standen der Stadtrath und die Patricier zu Herzog Ernst. Es geriethen aber die obengenannten drei Männer in die Gewalt Herzog Leopolds, und er ließ sie alle drei hinrichten. Dieß geschah im Jahre 1408.

Wie die drei Todesgenossen auf dem Blutgerüste standen, umarmten sie einander zärtlich, und es griff der Nachrichter zuerst nach dem Ersten, Aeltesten, dem Rathsherrn Rampersdorfer; da trat aber der Bürger-

meister Vorlauf vor und sprach laut: „Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verschulden gegen Albrecht, unsern rechten Herrn, und auch jetzt noch soll mein Name wahr bleiben durch die That! Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer seyn im Tode, wie im Leben!"

Damit fiel er auf die Kniee, des Todesstreichs gewärtig, und empfahl Gott seine Seele.

Starr und bebend stand der Nachrichter, und das Schwert zitterte in seiner Hand, und vermochte es nicht zu schwingen gegen den Nacken des Gerechten.

Aber Vorlauf blickte nach ihm um und ermahnte ihn: „Zage nicht, sondern warte Deines Amtes! Ich verzeihe Dir von Herzen den Streich, der mich unschuldig trifft! Führe ihn herzhaft und rasch!"

Als die drei Männer enthauptet waren, blieben ihre Leichen noch bis gegen Abend auf dem Schaffot, dann wurden sie nach St. Stephans Friedhof gebracht.

Noch heute rühmt der Grabstein ihren treuen Tod.

9.

Reifbeißer, ein Wein.

Im Jahre 1450 wuchsen im Lande Oesterreich so sauere Trauben, daß die meisten Bürger den gekelterten Wein in die Straßen ausschütteten, weil sie ihn seiner Herbheit halber nicht trinken mochten. Da ließ Friedrich III., römischer König, ein Gebot ausgehen, die Gottesgabe nicht also schmählich zu verschütten, sondern wer sie nicht trinken möchte, solle sie auf den Stephansfreithof führen. Damals war es, daß Meister Hans Buchsbaum, am Tage Hippolyts, den neuen Grund legte zu dem zweiten, unausgebauten Thurme, und da wurde der Mörtel mit Wein gefeuchtet, der Kalk mit Wein gelöscht.

Der Witz des Volkes zu Wien nannte den Wein Reifbeißer, weil seine Säure die Dauben und Reife der Fässer abbeiße und durchfresse.

10.

Des Stahrembergers Sitz.

Auf Sankt Stephans Riesen
In dem Söllergang,
Wird ein Sitz gewiesen,
Dem nur ehrfurchtvoll
Jeder nahen soll.

Auf dem Stephansthurme
Saß Graf Stahremberg
Bei dem Türkensturme,
Auf dem Stuhl von Stein,
Starren Blicks — allein.

Ha, wie scharf du blicktest,
Kommandant von Wien!
Und zum Himmel schicktest
Flammendes Gebet:
„Herr! komm nicht zu spät!"

Ringsum lagern Heere
Kara Mustapha's;
Ringsum blinken Speere,
Und der Türke droht
Unerhörte Noth.

Schlachtendonner toben,
Und der Kommandant
Auf dem Thurme droben
Fliegt vom Sitz von Stein
In die Schlachtenreih'n.

Bald im blutgen Tanze
Kämpft der Stahremberg
Auf bedrohter Schanze.
Muthig allerwärts
Schlägt sein Heldenherz.

Bald im Feld vernichtend
Mäht des Grafen Schwert;
Bald auch straft er richtend,
Und allenden zeigt
Er sich ungebeugt.

Bald auch wieder eilt er
Hoch empor zum Thurm,
Spähend dort verweilt er;
Ueber Stadt und Feld
Blickt vom Thurm der Held.

Vierzig lange Tage!
Sturm erfolgt auf Sturm.
Lauter wird die Klage;
Armes Wien! Du bangst
Ach, in Todesangst.

Flammend wie Gebete
Rauscht vom Stephansthurm
Hoch auf die Rakete.
Und ihr Leuchten fleht:
„Herr! Komm nicht zu spät!"

Ha! wie ferne Blitze
Flammt's dort überm Berg.
Auf von seinem Sitze
Fährt der Kommandant:
„Gott hat es gewandt!"

„Das sind gute Zeichen!
Morgen! o brich an,
Morgen ohne Gleichen!
Gottes Trost ist da,
Sobieski nah!" —

Seit dem Türkensturme
Trug der Stahremberg
Von dem Stephansthurme
Frank im Wappenschild
Das erhabne Bild.

11.

Der kleinste Stein am Münster.

An den Ecken des Münsters erblickt man die Bildsäulen Herzog Rudolphs IV. und seiner Gemahlin Katharina, beide auf Löwen stehend, mit Wappenträgern von Oesterreich und der Stadt Wien. An dem Pfeiler, auf welchem Katharina steht, befindet sich ein weißlicher Stein, von der Länge eines halben Schuhes, den zeigt man den Fremden als ein Wahrzeichen, und sagt, daß er von allen den vielen tausend zum Münsterbau verwendeten Steinen der kleinste sey.

12.

Das letzte Viertel.

Auf dem Stephansthurme befindet sich ein großes Uhrwerk, das jedoch nur Stunden schlägt; die Viertel werden von den Wächtern mittelst eines Drathzuges am Primglöckel angeschlagen, bis auf das letzte, das schlagen sie nicht an.

Als zum letzten Male, so geht die Sage, Wien von den Türken belagert wurde, da erscholl die Nachricht, der Feind habe geschworen beim Barte Muhameds, er wolle die Stadt inne haben, bevor noch die Uhr das letzte Viertel töne. Sogleich unterließ man, das letzte Viertel anzuschlagen, und die Stadt blieb unerobert.

Solchem Ereigniß zum Gedächtniß wurde fortan das Anschlagen des letzten Viertels für immer unterlassen. Das geschah im Jahre 1683.*)

---

*) Die vielen, zum Theil sehr anziehenden Sagen von den Türkenbelagerungen folgen in den nächsten Heften, so wie noch mehrere Sagen von Wiener Wahrzeichen.

Aus Wiens Umgegend.

1.

Die Spinnerin am Kreuz.

Dicht bei Wien, wenn er die Vorstadt Landstraße hinter sich hat, erblickt der Wanderer auf dem Rücken des Wienerberges ein steinernes Denkmal von ziemlich hohem Alter und schöner, künstlicher Arbeit. Es ist eine verzierte gothische Kreuzsäule, die von allem Volke die „Spinnerin am Kreuz" genannt wird. Mancher fromme Pilger verrichtete dort und verrichtet noch an dem Gnadenbilde seine Andacht, sey es, daß er dem reizenden Wien Valet und Lebewohl für lange Zeit sagte, sey es, daß er, heimkehrend, mit höher klopfender Brust die mächtige und geliebte Heimathstadt in ihrer ganzen Schöne entfaltet vor Augen liegen sieht.

Vor Zeiten stand an dieser Stelle nur ein einfaches Holzkreuz, dem Verfall nahe; nun wohnte in geringer Ferne davon eine arme, aber fromme Frau, welche täglich bei dem Kreuze betete; diese nahm sich's sehr zu Herzen, daß das Kreuz den Einsturz drohte,

und beschloß, zu Ehren Gottes das Kreuz zu erhalten oder ein neues aufrichten zu lassen.

Die fromme Frau setzte sich nun Tag für Tag mit ihrer Spindel an das Kreuz und spann und spann, sprach auch die des Weges Ziehenden um eine Gabe an für das Kreuz, die aber meist gar gering ausfiel. Und was sie erbat und erspann, das legte sie, sich zur Fristung ihres eigenen Lebens nur auf das Allernothwendigste beschränkend, Alles zurück. Die Reisenden allzumal wurden des Anblicks der Armen so gewohnt, daß sie von ihnen nur die Spinnerin am Kreuz genannt wurde. Allmählig mehrte sich das zurückgelegte Geld, das die Spinnerin in treue Hände niederlegte, so daß das gegenwärtige Denkmal fast ausschließlich vom Fleiß ihrer Hände erbaut werden konnte. Freudig sah sie das Steinkreuz sich erhöhen mit seinen Figuren und Zierrathen, und als es nun vollendet war, da spann sie nicht mehr, betete aber um so brünstiger dort, und entschlummerte für das ewige Leben zu des Kreuzes Füßen.

Zum Gedächtniß dieser Frommen nennt man nun noch das Denkmal nach ihr: Die Spinnerin am Kreuz.

2.

Die Spinnerin am Kreuz.

Zweite Sage.

Ein Müller, Spiner mit Namen, stand nahe beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches sich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz" erhöht ist, und drängte sich in die vordersten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken sehen wollte. Der arme Sünder stand schon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte sprach: „Ich möchte wohl wissen, wie dem dort alleweile zu Muthe ist!" Schon legte Meister Hämmling die Schlinge um des Diebes Hals, als dieser schrie: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen! Ich habe noch einen Mitschuldigen!" Alles horchte auf und lauschte voller Erwartung der fernern Rede. „Der dort ist's!" fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erschrockenen Müller, den alsobald die Schergen und Henkersknechte anfaßten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben und der Müller mit seinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei seiner Aussage, und da man vor Alters immer sehr kurze Prozesse zu machen pflegte, so sprachen die Richter das althergebrachte

„Mit egangen, mitgehangen“ aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehenkt werden sollte.

Schon legte Meister Hämmling die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen!“ Alles horchte hoch auf und lauschte wieder voller Erwartung der fernern Rede. Da wandte sich gegen den in Todesangst zitternden Müller der Dieb und fragte ihn: „Weißt Du nun, wie Einem zu Muthe ist auf der Galgenleiter?“ und zu den Richtern gewandt, sprach er: „Dieser Mann ist unschuldig! Da aber sein Fürwitz darnach verlangte, zu wissen, wie Einem sey, der auf dieser Himmelsleiter steht, so hab' ich ihm zur Lehre und mir zur Lust den Spaß gemacht. Denke, er wird sein Lebetag nicht mehr hier herauf verlangen!“ Der alsobald freigesprochene Müller fiel auf sein Angesicht, lobte Gott für die Offenbarung seiner Unschuld und gelobte zu ewigem Gedächtniß seiner Rettung von dem gewissen, schmählichen Tode dankbar die Errichtung einer Kreuzessäule. Dieses Gelübde hielt er, und so entstand die Denksäule, welche man nach ihm das Spinerskreuz nannte, daraus allmählig die jetzt übliche Benennung geworden seyn soll.

3.

Der Markgräfin Schleier,

oder

Die Gründung von Kloster-Neuburg.

Auf dem Söller seines Schlosses auf dem nach ihm genannten Leopoldsberge stand der heilige Leopold, Markgraf von Oesterreich, und neben ihm sein frommes Ehegemahl, Agnes, Kaiser Heinrich des Vierten Tochter, am achten Tage nach ihrer Hochzeit. Das war im Jahre 1124. In voller Eintracht ihrer liebenden Herzen besprachen die Neuvermählten die Gründung eines Klosters, und waren nur noch unentschieden über den Ort, an welchem sie das dem Himmel geweihte Gebäude errichten lassen sollten.

Mit einem Male erhob sich während ihres Gespräches ein Windstoß und nahm der Gräfin den Schleier vom Haupte, durch die Lüfte ihn hoch empor und von dannen führend.

Die junge Markgräfin war bestürzt über diesen Verlust, denn sie hielt den Schleier sehr werth, doch suchte der Gatte sie freundlich zu trösten und eilte mit seinem Gefolge in den Wald, nach welchem der Wind den Schleier getragen hatte.

Aber wie sie auch suchten im Walde, auf alle Bäume blickten, durch alle Büsche spähten, sie fanden den Schleier nicht.

Endlich kam er in Vergessenheit, und auch die damals besprochene Gründung eines Klosters, obgleich der Markgraf seiner Neuvermählten gelobt hatte, ein solches da zu gründen, wo der Schleier sich finde.

Acht Jahre waren schon vergangen, als einst der Markgraf im Walde jagte, da schlugen mit einem Male an einer heimlichen Stelle die Rüden laut an, und als der Markgraf, in der Meinung, daß sie ein Wild gestellt, hinzukam, fand er zu seiner größten Verwunderung an einem Hollunderstrauche den völlig wohl erhaltenen Schleier Agnesens hängen. Ein Wunder hatte ihn durch die lange Reihe von Jahren unversehrt bewahrt, und dieses Wunder bewegte den Markgraf, sogleich zur Gründung eines Klosters alle Anstalten zu treffen.

Und so erhob sich denn das weitberühmte Stift Kloster-Neuburg, das unter seinen vielen und kostbaren Schätzen den zum unvergänglichen Andenken in Metall gefaßten Hollunderbaumstamm, auf dem der Markgräfin Schleier hing, so wie diesen Schleier selbst als heilige Erinnerungszeichen der Fundation bewahrt, nicht minder eine kostbare Monstranz in Form eines Hollunderstrauches, dessen Blüthen durch Perlen nachgebildet sind, über welche ein zarter Schleier geworfen ist. Am Fuße dieser Monstranz, die man über 30,000 Gulden schätzt, kniet mit zwei Windhunden der heilige Leopold.

Und in dem Kloster Neuburg ruhen auch die Gebeine des Stifters und der Stifterin mit denen ihrer Kinder.

So reich ist das Kloster begabt mit Gütern und vornehmlich Weinbergen, daß man es vordem nur den „rinnenden Zapfen" nannte. In einer dreifachen Kellergewölbreihe über einander ruhen in reicher Fülle, nach den Jahrgängen wohlgeordnet, die köstlichen Gaben des Weingottes, und ein Riesenfaß, das neunhundert und neunundneunzig Eimer hält, gibt vom dortigen Vorrath Zeugniß.

Das Faß, welches den tausendsten Eimer hält, steht als Spund oben drauf.



MOELK.

Zahl sechshundert Personen. Mitten unter der [illegible]

Sagen aus Böhmen.

1.

Die Brüder Czech und Lech.

Wir lesen in den alten Chronikenbüchern und Geschichten, daß in dem Lande um die Karpathen zwei Brüder als Fürsten gesessen in der Frühe der Zeiten, die hießen Czech und Lech. Czech, der älteste Bruder, wohnte auf einem Schlosse Namens Psáry, am Wasser Krupa, und man weiß noch heute des Schlosses Stätte und des Dorfes Gelegenheit. Lech bewohnte ein Schloß Namens Krapima, welches lange gestanden hat.

Es entstand aber zwischen der Brüder Verwandten Uneinigkeit und Zwiespalt wegen manchen Anspruches auf den Grundbesitz, so daß sie sich gemeinsam beriethen und beredeten, die Unfriedlichen zu verlassen und sich anderes Besitzthum zu suchen. Darum beriefen nun Beide ihre Sippen, mit Frauen und Kindern, Dienern und Knechten, mit Vieh und Fahrniß, und zogen mitternachtwärts von Walde zu Walde, an der Zahl sechshundert Personen. Mitten unter der Schaar

ritten stattlich die Fürsten Czech und Lech, und vor ihnen her wurde ein gelbes Panier getragen mit dem Feldzeichen eines schwarzen Adlers.

So kamen sie endlich in der Bojer oder Bojemer Landschaft unter einen hohen Berg, lagerten sich allda und ruheten, besahen das Land und fanden es fruchtbar und wohlgelegen. Am Morgen stiegen beide Brüder auf des Berges Gipfel, schauten sich um und erblickten ein wäldervolles, fruchtbares Land, fanden darauf auch fischreiche Wasser, und sagten solches den Ihrigen an. Dann erforderte Czech am andern Morgen bei Sonnenaufgang sein ganzes Geschlecht und Alle, die mit ihm gekommen waren, setzte sich auf einen Stock und sprach zu dem Bruder, den Freunden und Genossen: „Ruhet hier und bringet den Göttern, die hierher uns führten, ein Dankopfer. Das ist das Land, welches ich Euch verheißen, und weil es so fruchtbar und angenehm, so gebt nun dem Lande einen Namen!“ Da riefen Alle, die mit dem Sprecher gekommen waren, gleichsam aus einem Munde und wie durch göttliche Eingebung: „Von wem sollte das Land bessern Namen bekommen, als von Dir, dem Czech, unserm Führer? Billig ist es und recht, daß es Deinen Namen führe, Czechowa, das Land des Czech.“

Da erhob sich der Führer und blickte zum Himmel; dann warf er sich nieder auf die Erde, küßte den Boden, stand wieder auf und hob die Hände gen Himmel und grüßte das Land, das göttergegebene, mit segnenden Worten.

Und blieb mit seinem Volke allda und breitete sich aus, und das Volk lebte in Sitteneinfachheit, friedsam und fleißig, ehrlich und gastfrei.

Neun Jahre nach der Ankunft, da es wieder an Raum gebrach, schied der Lech sich ab von seinem Bruder und zog mit seinem Volk und Gesinde gen Aufgang der Sonne, und sprach zu jenen, von denen er schied, da sie ihn baten, nicht allzuweit hinwegzuziehen: „Liebe Brüder und Genossen! Steiget am dritten Morgen vor Aufgang des Morgensterns auf den Berg Rzip, da will ich, wo ich sey, ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das sehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelassen."

Solches geschahe, und gründete der Lech die erste Stadt im Lande Böhmen, die nannte er Kaurzim, von dem Worte Rauch.

Der Berg R[illegible] an dessen Fuße zuerst der Czech mit den S[illegible] sich ansiedelte, ist der heutige St. Georgenberg. Czech aber lebte noch siebenzehn Jahre, dann starb er, beweint von allem Volke lange Zeit.

2.

König Samo.

Die neuen Ansiedler im Lande der Bojen, das die Umwohner immer noch mit dem alten Namen Bojenheim nannten, daraus später Böheim geworden ist, blieben nicht ohne Bedrohung und Kämpfe, denn das Land war rings von feindseligen und kriegerischen Nachbarn eingegrenzt. Westwärts saßen die zum Theil verdrängten Bojer und Franken, südwärts Longobarden, ostwärts Avaren und mitternachtwärts Thüringer. Die Avaren bedrängten am meisten und unterjochten am Ende gänzlich das Czechenvolk [illegible]

Endlich erhob sich ein Mann, fränkischen Stammes, den die Sage einen Kaufmann nennt, Namens Samo; der befreite mit siegreicher Hand Land und Volk von dem Joche der Hunnen, wurde zum König erhoben und herrschte über alles Volk slavischen Stammes, so weit dasselbe außer den Grenzen des heutigen Böhmen verbreitet war.

Zu diesen Zeiten geschahe es, daß Dagobert, ein König der Franken und Thüringer, sein Regiment auch über die Länder Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz erstrecken wollte und vom König Samo Unterwerfung forderte, welche dieser jedoch verweigerte.

Da nun eine Anzahl fränkischer Kaufleute auf einem Handelszuge von den Wenden, über welche Samo auch herrschte, erschlagen wurde, so schickte König Dagobert einen vertrauten Boten an Samo, Bestrafung jener Räuber zu heischen. Dieser Gesandte hieß Sichar, und König Samo wollte ihn nicht vor sich lassen. Doch der Bote überlistete Samo, indem er die Tracht der slavischen Männer anlegte, so vor den König trat und seine Klage anbrachte und auf augenblickliche Bestrafung der angeklagten Männer drang. Unwillig hörte Samo ihn an und sprach: „Ehe wir richten und strafen, müssen wir die Verklagten hören und ihre Vertheidigung!"

Dieses weise Wort erbitterte Sichar, und er rief aus: „Du und Dein Volk seyd Unterthanen meines Königs!"

„Mit Nichten!" sprach Samo; „nicht Unterthanen sind wir, aber Freunde wollen wir ihm seyn, so er selbst will, und in Freundlichkeit wollen wir den Zwiespalt schlichten."

Darauf versetzte Sichar: „Unmöglich kann es geschehen, daß wir als Christen, des wahren Gottes Kinder und Knechte, Freunde heidnischer Hunde seyen!"

„Wohlan denn," rief nun Samo erzürnt aus, „sind wir Hunde, so sollt Ihr fühlen, wie wir beißen und Euch zerreißen!" und jagte den Boten von dannen.

Bald darauf zog nun König Dagobert heran mit großer Streitmacht und führte ein Heer von Austrasiern, Thüringern, Longobarden und Allemannen gegen Samo. Dieser aber rüstete sich muthvoll, zog dem

Feind entgegen bis in das heutige Voigtland und schlug bei Voigtsberg drei Tage lang eine furchtbare Schlacht, aus welcher er als Sieger hervorging. Darauf fiel er in Thüringens Marken ein und verheerte das Nachbarland weit und breit.

Als Samo gestorben war, blieb Volk und Land der Böhmen eine Zeitlang ohne Haupt; jeder Stamm gehorchte seinen Aeltesten, den Wladyken. Einer derselben hieß Krok, und der Ruf seiner Weisheit und Gerechtigkeit erscholl durch das ganze Land.

3.

Krok und seine Töchter.

Der Czechen Volk erwählte zu seinem Richter und Oberhaupte den weisen Krok, dessen Ruhm weit erschollen war. Er wurde über dem Grabe des Czech auf dessen Stuhl gesetzt, man gab ihm den Stab des Czech in die Hand, bedeckte sein Haupt mit dessen Mütze und huldigte ihm, indem man versprach, seinen Gesetzen und Anordnungen willige Folge zu leisten.

Alle Liebe erwies das Volk seinem weisen Regierer und erbaute ihm ein Schloß, freilich nur von Holz, ziemlich hoch an einem Berge, baute sich selbst um den Berg her an und nannte Schloß und Stadt

Budecz; nach der Hand gründete Krok durch die Seinen an allen Orten und Enden im Lande Böhmen feste Wohnsitze, darunter auch sein Lieblingsschloß Psary, an der Stelle, wo sich hernachmals der Wischerad erhob, das den Namen führte von dem heimathlichen Schlosse des Czech.

Krok war als erster Richter und Fürst des Landes auch dessen erster Priester; er besaß die Gabe der Weissagung, die er von Geistern und Pilweisen lernte und seinen Töchtern lehrte, deren sein Weib, Nina, ihm drei geboren, die, von wundersamer Schönheit, auch an Geist und Verstand den Vater noch überragten. Die älteste hieß Kassa (sprich Kascha); diese kannte alle Tugenden und Kräfte der Kräuter, Steine und Metalle, und war eine erfahrene Aerztin und kundige Wahrsagerin. Die zweitgeborene Tochter hieß Tetka; diese war eine Pilweise und lehrte das Volk, den Göttern der Haine, der Gewässer und Gebirge dienen und Opfer bringen. Die dritte Tochter, die jüngste und schönste ihrer Schwestern, hieß Libussa (sprich Libuscha), war eine Prophetin und übertraf an Weisheit und Vorsichtigkeit ihre Schwestern weit, und es war an hoher Einsicht nirgend ein Weib oder ein Mann, der ihr zu vergleichen gewesen wäre.

Und Krok, als er neunundbreißig Jahre regiert hatte, da starb er, und das Volk, als es seinen Tod vernahm, lief aus Häusern und Hütten, wie Bienen nach ihrem Weisel, mit großer Klage, und die Töchter riefen zu den Göttern, den Geist des Vaters auf lichten Wegen zu führen.

Dann setzte das Volk den Leichnam Kroks neben dem Herzog Czech und seinem vor ihm gestorbenen Weibe Nina bei, legte viele und reiche Gaben in den Hügel, thürmte einen Stein darauf, entzündete ein Opferfeuer und erhob ihm die Todtenklage.

4.

Libussa.

Als nach dem Tode Kroks seine drei Töchter ihres Vaters Erbe in Besitz genommen, loseten sie um dessen Theilung. Da erhielt Kassa das Land gen Mitternacht, Tetka das gen Niedergang, und Libussa das ganze Gebiet gen Aufgang mit des Vaters Hochburg Psary. Weit im Lande breitete sich Libussa's Ruhm aus, und alles Volk kam, sich in Streitigkeiten von ihr Recht sprechen zu lassen oder ihre Verkündigungen zukünftiger Ereignisse zu vernehmen. Sie selbst lebte jungfräulich, züchtig, ein Beispiel den Ihrigen und allem Volke, und dieses wählte sie einstimmig zu einer Richterin und Königin.

Libussa erweiterte uud befestigte das Schloß Psary. Oft saß sie dort auf einem hohen Felsen über dem Kreise ihrer Jungfrauen, blickte sinnend in die Gegend hinab und sprach Recht oder Worte der Weissagung.

Eines Tages gebot sie, das Schloß nicht mehr Psary, sondern Libin zu nennen.

Silber und Gold, welches man in rohen Klumpen im Lande fand, wurde der Königin zugesendet und sie begründete den Bergbau.

Einst begab es sich, daß zwei Brüder uneins wurden über Aecker und sonstiges Besitzthum und zu Libussa kamen, daß sie Recht spreche. Dieser Richterspruch wurde zur Ursache, daß Böhmen einen Fürsten bekam. Ein uraltes böhmisches Gedicht singt und sagt davon, wie Libussa urtheilte und Recht sprach.

5.

Libusa's Gericht.

(Anhang der Königinhofer Handschrift, herausgegeben v. Hanka, übersetzt von Swoboda, Prag 1829.)

Ei, was trübst du, Wletawa, dein Wasser?
Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
Hat empört die Wellen wilder Sturmwind,
Rings vom Himmel Wettergüsse schüttend,
Ab die Häupter grüner Berge spülend,
Fort den Lehm und fort den Goldsand spülend?
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben?
Liegen doch im Zwist zwei eig'ne Brüder,

Eig'ne Brüder um des Vaters Erbe.
Grimmen Hader führen mit einander
An der Otawa der wilde Chrudos,
An der Otau, die sich goldreich schlängelt,
An der Radbuza der kühne Staglaw,
Beide Brüder, beide Klenowice
Alten Stamms von einem Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und seinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieses Land voll Segen.
Flog herbei nun eine kirre Schwalbe,
Flog herüber von der Otau Krümmung,
Ließ sich nieder auf dem breiten Fenster
An Libusa's güldnem Vatersitze,
Auf dem Wyserad, des Vaters Hochburg;
Und sie klaget, und sie stöhnt im Grame.
Als es hört der Beiden eig'ne Schwester,
Ihre Schwester in Libusa's Hofburg,
Fleht sie auf dem Wysegrad die Fürstin,
Hier im off'nen Saal Gericht zu halten,
Vorzuladen ihre Brüder beide,
Recht zu sprechen beiden nach Gesetzen.
Boten heißt die Fürstin nun entsenden
Nach Zutoslaw von der Weißlubice,
Wo sich stämm'ge Eichenforste dehnen,
Nach Lutobor von Dobroslaw's Kulme,
Wo der Adler Wellen trinkt die Elbe,
Nach Ratibor von den Riesenbergen,
Wo den grimmen Drachen Teut erschlagen,
Nach Radowan von der Felsenbrücke,
Nach Jarozir von den ström'gen Bergen,

Nach Strezibor von Sazawa's Au'n, nach
Samorod zur Mies, der silberström'gen,
Nach den Grafen, Rittern, Stammeshäuptern,
Nach den Brüdern auch, Chrudos und Staglaw,
So im Hader um des Vaters Erbe.

Als versammelt Ritter, Stammeshäupter
Auf dem Wysegrad, dem Sitz Libusa's,
Stellt sich Jeglicher nach seiner Abkunft;
Tritt in weißem Schleppgewand die Fürstin
Auf des Vaters Thron in hohem Rathe.

Ihr zur Seite steh'n zwei kluge Jungfrau'n,
Vielgewandt in edler Seherkunde.
Jene hält die Tafeln der Gesetze,
Die das Schwert, das jede Unbill strafet.
Feu'r vor ihnen, Wahrheit zu erproben,
Unter ihnen heilig=sühnend Wasser.

Da von Vaters güld'nem Thron' die Fürstin:
„Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Recht hier sollt ihr zweien Brüdern sprechen,
Die da hadern um des Vaters Erbe,
Um des Vaters Erbe mit einander.
Nach den Satzungen der ew'gen Götter
Sollen sie damit gemeinsam schalten,
Oder drein zu gleichem Theil sich theilen.

Meine Räthe, Ritter, Stammeshäupter,
Mög't entscheiden ihr nach meinem Spruche,
Ist er euch genehm nach eu'rem Sinne.
Ist er nicht genehm nach eu'rem Sinne,
Mögt ihr ihnen neues Urtheil sprechen,
Das vereine die entzweiten Brüder."

Neigen sich die Ritter und Stammhäupter;
Leise drauf beginnen sie zu sprechen,
Leise sich zusammen zu besprechen,
Und sie hießen gut der Fürstin Ausspruch.
Auf stand Lutobor vom Kulm Dobroslaw's,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron!
Wir erwogen treulich deinen Ausspruch,
Sammle denn im Rath' der Stämm' die Stimmen."
Jungfrau'n sammelten die Richterstimmen,
Sammeln sie in heilige Gefäße,
Geben sie den Rittern auszurufen.
Auf stand Radowan, der von der Brücke,
Und begann, der Stimmen Zahl zu prüfen,
Den Beschluß dem Volke zu verkünden,
Allem Volk, das zu Gericht' versammelt:
„Söhne Klens und eig'ne Brüder beide,
Alten Stammes ihr vom Zweig des Popel,
Der da kam mit Cech und seinen Schaaren
Durch drei Ström' in dieses Land voll Segen!
Ihr vergleicht euch so um euer Erbe:
Beide sollt's gemeinsam ihr besitzen."
Auf stand Chrudos von der krummen Otau,
Gall' ergießt sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Grimm erzittern alle Glieder,
Schwingt den Arm und brüllet gleich dem Ure:
„Weh der Brut, wenn Ottern mit ihr nisten!
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer,
Und dem Erstgebor'nen ziemt das Erbe."

Auf vom goldnen Throne stand Libusa,
Sprach: „Ihr Räthe, Ritter, Stammeshäupter!
Meine Schmähung habt ihr all' gehöret,
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze;
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählet einen Mann euch, eures Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisenstabe;
Mädchenhand ist schwach, ob euch zu herrschen."
Auf stand Ratibor vom Riesenberge
Und begann zu sprechen solche Worte:
„Ruhm nicht wär's, bei Deutschen Recht zu suchen,
Haben Rechte selbst nach heil'ger Satzung,
Die gebracht vor Zeiten unsre Väter
In dieß Land voll Segen."

6.

Primislaw und seine Wahrzeichen.

Libussa, Böhmens erste Königin, forderte, als ihr Volk in sie drang, ihm einen König zu geben, alle Bewohner des Landes nach ihrem Schlosse Libin, bestieg einen hohen Thron, der bedeckt war mit einem köstlichen Teppich, ließ auf kleinere Stühle ihre Schwestern neben sich sitzen und winkte dem Volke Schweigen.

Darauf öffnete sie ihren schönen Sehermund und sprach Worte voll tiefsinniger Prophezeihung, abmah-

nend zugleich und ein Bild des tyrannischen Drucks schildernd, der auf dem Lande lasten werde, wenn ein Mann es regiere. Aber das Volk wie die Edeln blieben auf ihrem Willen und begehrten einen König.

„Wohlan!" sprach sie, „so machet Euch auf, gehet zum Wasser, die Bila, da werdet Ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen besondern Acker finden und darauf einen Mann pflügen sehen mit zwei schäckigen Ochsen. Dieser wird Euer König seyn!"

Darauf erkor sie dreißig Männer, die besten des Landes, gebot ihnen, mit sich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel und den neuen Herrn zu suchen. Die Gesandten begehrten nähere Zeichen von dem Manne zu erfahren, daß sie den rechten fänden, und es sprach Libussa: „Nehmet mit Euch mein weißes Roß, das ich reite, laßt es frei vor Euch her laufen, das wird den Mann erspähen und Euch durch Wiehern und sonstige Zeichen verkündigen, daß er der Rechte ist. Finden werdet Ihr Euern König speisend auf eisernem Tische, und die friedsamen Götter werden Eure Bahn behüten!"

Darauf fuhren die dreißig Männer von dannen und ließen Libussens Roß vorangehen, das lief dem Mittelgebirge zu, nach dem Dorfe Stadicz, und am dritten Tage so fanden sie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei geschäckten Ochsen, dem naheten sie mit heilbietendem Gruß, den er jedoch nicht erwiederte. Und das Roß begann zu wiehern und zu schreien, und fiel vor dem Bauer nieder, deß Name Przemisl war.

Die Boten Libussens zeigten ihm nun das fürst-

liche Gewand und richteten ferner ihre Sendung aus; da stieß Przemisl die Haselgerte, welche er in der Hand trug, in den Boden und spannte die Ochsen aus dem Pfluge, indem er sprach: „Gehet hin, woher Ihr gekommen seyd.“ Darauf erhoben sich die Ochsen beide in die Luft und schwebten in der Wolkennähe, doch senkten sie sich wieder und fuhren gegen einen Felsen, der sich aufthat; da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochsen, und der Fels schloß sich sobald; zur Stunde aber rieselte aus ihm ein Wässerlein hervor, gleich aus einem Stalle und von solchem Geruch. Die haselne Ruthe aber, die der Bauer in den Boden gesteckt, trieb sogleich grüne Blättlein und drei Zweige, auch einige Nüsse.

Mit Staunen sahen das Alles die Boten der Königin, noch mehr aber wuchs ihr Verwundern, als der Bauer den Pflug umstürzte und auf die Schar ein schimmlich Stück Brod legte und ein Stück Käse, sein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da sahen sie den eisernen Tisch, davon Libussa gesprochen hatte. Von den Zweigen der Ruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemisl sah, wie sich die Sendboten verwunderten, fragte er: „Was wundert Ihr Euch? Viele meines Geschlechtes werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König seyn. Eure Herrin hätte nicht solche Eile von Nöthen gehabt. Wäret Ihr später gekommen, daß ich dieses Stück Acker ganz umgepflügt, dann hätte dieses Land immer und ewig vollauf Brodes gehabt, und diese Zweige wären nicht ver-

dorrt. So nun wird bisweilen Hungersnoth einfallen. Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eisen speise, erwiederte er: „Mein Geschlecht wird Euch mit Ruthen von Eisen züchtigen!"

Nach der Mahlzeit legten sie Przemisl das lange Kleid an, den schönen Mantel und neue Schuhe, er aber nahm seine alten Schuhe, die er sich selbst aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbast genäht hatte, mit sich, zum Gedächtniß der Abkunft des ersten Fürsten.

Dem Kommenden zog Libussa herrlich geschmückt mit ihren Schwestern, Räthen und Rittern und allem Volke entgegen, begrüßte ihn freundlich und erkies ihn zum Ehegemahl.

Von diesem ersten Könige Böhmens schreibt sich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haselnüsse ausgeschüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die außerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten; dann zeigte man auch jedesmal dem Fürsten die Bauerschuhe von Lindenrinde, welche heilig von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt wurden, um ihm symbolisch anzudeuten, er möge in die Fußstapfen seines Urahnherrn treten. Im Hussitenkriege erst kamen diese Schuhe abhanden. Die Haselgerte aber grünte fort und fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gewiesen.

7.

Die Gründung Prags.

Im andern Jahre der Regierung Przemisl's trat an einem schönen Sommertage die Königin Libussa an der Seite ihres Gemahls aus dem Schlosse Libin und bestieg, von ihrem Gefolge umgeben, den hohen Felsenstuhl, auf welchem schon oft der Geist der Weissagung über sie gekommen war. Von diesem auch jetzt wieder erfüllt, sprach sie die Worte:

„Ich erblicke im Geiste eine Stadt, deren Ruhm einst den Himmel erreicht! Dort in waldiger Gegend, dreitausend Schritte von hier, wo der Bach Bruznika durch einen Graben fließt und in die Wlatawa (Moldau) fällt, dort, wo steinig und steil der Berg Petrzin emporsteigt, werdet Ihr in Waldes Mitte finden einen Mann, zimmernd an der Schwelle eines Hauses, und weil auch Große ihr Haupt beugen müssen vor einer Schwelle, so werde die Stadt, die man dort erbauen wird, nach der Schwelle benannt."

Alsobald machten sich Männer auf, folgten Libussens Weissagung, da fanden sie einen Zimmermann, der fällte einen Eichbaum und richtete ihn zu, und als jene ihn fragten, was er da zimmere? so antwortete er: „Prah," das ist eine Schwelle.

An diesem Orte ward nun auf Libussa's Gebot die große und herrliche Stadt gegründet, welche den Namen Praha, Praga von der Schwelle empfing.

8.

Libussens Bad.

Auf der alten Bergfeste Wischerad, darauf früher das Schloß Libin stand, in welchem Böhmens erstes Königspaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und senkrechten Fels, der sich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauschenden Stromes aufgipfelt. Dieser trägt die Reste eines runden Gemäuers, und es geht die Sage, daß sich von hier die hohe Herrin gar oft hinabgelassen und in der Moldau gebadet habe, auch wohl Zwiesprach gehalten mit dem Stromgeiste. Andere sagen, es habe über dem Felsen ein Thurm gestanden, in welchen die Zauberin Jünglinge gelockt habe, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten, dann aber nach gebüßter Lust habe sie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes gestoßen, auf daß ihrer keiner sein Glück verrathe.

Wieder Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wischerad das Bad der Libussa zu suchen

sey, sondern nennen die südlich von der alten Herrscherburg gelegene reichhaltige Wasserquelle Gezerka das Bad Libussens, und vielleicht mit größerem Rechte. Die einzige Quelle in der Umgegend des Wischerad, sprudelte sie in einem alten Haine krystallklare Fluth zu Tage. An ihr sollen die alten Herzoge Böhmens gewählt worden seyn; Felsen umthürmen sie, und das Schweigen der Einsamkeit weht über ihrem Spiegel.

9.

Libussens Bette.

Unter dem Felsen der alten Königsburg Wischerad, tief auf dem untersten Grunde der dort vorüberrauschenden Moldau ist das goldne Bette der Zauberkönigin Libussa, die zur Stromfeie geworden und sich selbst gebannt hat an ihr geliebtes Haus.

Mancher schöne Jüngling ist dort in den Fluthen verschwunden, hinabgelockt durch ein überholdseliges Frauenantlitz, das sich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk spricht, so oft der Strom solch' Opfer fordert: Libussa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erkürt sie einen Andern.

Es ist wohl zu Zeiten geschehen, daß kühne Schwimmer und Taucher sich frevelhaft vermaßen, selbstwillig hinabzusteigen, Libussa's goldnes Bette zu suchen, oder

daß sie der Sage Hohn sprachen. Die sah man wohl niedertauchen, aber nimmer wieder zu Tage kommen. Einst aber, so hat sich eine dunkle Prophezeihung Libussens von Mund zu Munde erhalten, einst wird das goldne Bette auftauchen aus der Stromtiefe und herrlich leuchtend über den Wassern schwimmen, wie eine Barke; das wird dann geschehen, wenn über Böhmen ein Herrscher aus dem Stamme der Libussiden herrscht. Diesem wird sich das goldne Bette darbieten, und seine Gemahlin wird darin ihren ersten Sohn zur Welt bringen.

10.

Die Teufelssäule auf dem Wischerad.

Vor der Kirche St. Peter und Paul auf dem Wischerad liegt ein starkes Säulenfragment, welches als ein Wahrzeichen den Fremden gezeigt wird. Davon geht folgende Sage.

Ein Priester am Wischerad machte ein Bündniß mit dem Teufel und verschrieb ihm seine Seele, doch unter der Bedingung, daß der Böse während eines Meßopfers eine Säule aus der Kirche des Vatikans zu Rom hole und auf den Wischerad bringe.

Satanas ging den Pact ein, glaubte ein leichtes Spiel zu haben, fuhr jählings gen Rom, holte die

Säule und fuhr geraden Wegs wieder zurück. Als er aber über den Venetianischen Meerbusen flog, fühlte er von unsichtbarer Hand auf seinem Rücken so grausam-harte Geiselstreiche, daß er sich vor Schmerz krümmte und die Säule fallen ließ. Schnell tauchte er unter und fischte die Säule aus der Fluth, aber wieder fühlte er Streiche, wieder ließ er die Säule fallen und so auch noch zum dritten Male. Als er nun eintraf, sprach der Priester so eben das: **Ite! Missa est.** Da warf der Teufel voller Zorn die Säule auf das Kirchendach, daß sie in drei Stücken zersprang und das Dach durchschlug. Lange hat man auch noch die beiden andern Stücke in den Kapellen St. Francisci und St. Pauli Bekehrung zur linken Seite des Eingangs der St. Peters- und Paulskirche auf Wischerad gezeigt. Der Teufel soll gesagt haben, daß er wohl zeitig genug mit seiner Säule angelangt wäre, wenn ihn nicht der heil. Petrus, als Patron der Wischerader Hauptkirche, gezwungen, jene dreimal in die nasse Pfütze, den Venetianischen Meerbusen, fallen zu lassen.

Viele haben ausgesagt, daß die römische Kirchensäule nicht aus der Peterskirche, wo keine fehle, sondern aus der Kirche St. Mariä jenseit der Tiber stamme. Ein frommer Rathsherr aus Prag hat hoch betheuert, daß er in Rom gewesen und mit eigenen Augen gesehen, daß in der Marienkirche trans Tiberim eine Säule mangele, an deren Stelle ein Crucifix stehe, und daß die übrigen Säulen der zersprungenen auf dem Wischerad ganz gleich seyen.

Einst lebte in Rom ein Schweizer, der war von Kindheit an von vielen Teufeln besessen, die unterschiedliche Namen hatten. Ein Exorcist beschwur einen derselben, Namens Zardan, und setzte dem Besessenen das runde Kästchen mit Reliquien des heil. Ignatius auf den Kopf; da schrie der Teufel Zardan: „Heiß! heiß! Es brennt! O weh! weh! Lieber wollt' ich einen Mühlstein tragen oder eine Säule nach St. Peter! Ja, einst mußte ich eine Säule gen Prag tragen, die fiel mir dreimal in die große Lache!" —

11.

Die Säule der Drahomira.

An dem Orte, wo sonst die Kirche St. Matthäi auf dem Hradschin zu Prag gestanden hat, und jetzt das Haus zur güldnen Kugel steht, wird eine alte Denksäule gezeigt, an welche sich eine Sage aus dem grauen Alterthume knüpft.

Der zwölfte Herzog Böhmens hatte ein Weib, Namens Drahomira, welche noch dem Heidenthume anhing, während ihr Sohn sich bereits zum Christenglauben bekannte. Als nun Wratislaw, der Herzog, starb und seine Söhne, Wenzeslaw und Boleslaw, noch unmündig waren, eignete sich Drahomira das Regiment zu

und ließ die Christen von ihrem heidnischen Anhange grausam verfolgen, wovon viel zu erzählen wäre. Als aber ihr Sohn Wenzeslaw heranwuchs, schirmte er kräftig das Christenthum. Darüber erzürnte sie sich eines Tages so heftig, daß sie einen Eid schwur, von dannen und nach ihres Vaters Grabe nach Saaz zu fahren und dort den alten Göttern zu opfern. Wie nun der Wagen an der Kirche zu St. Matthäi vorbeifuhr, hörte der Kutscher drinnen im Gotteshause das Meßglöcklein, sprang, weil er ein Christ war, vom Wagen, warf die Peitsche von sich und fiel auf die Kniee. Darüber begann das böse Heidenweib über alle Maßen wüthend zu lästern und zu toben, Gott und Christum zu verfluchen und alle Heiligen — und siehe, da that sich unter Blitzen und Donnerkrachen der Erdboden auf und schlang Drahomira sammt Rossen und Wagen in einen unermeßlich tiefen Abgrund hinunter. Aus dem Abgrunde aber schlugen Rauch und Feuerflammen und ein entsetzlicher Gestank verpestete die Luft; dann schloß sich die Kluft, und nur des Kutschers Peitsche blieb außen, der nun Gott inbrünstig dankte. Als die Priester und die Schaar der Andächtigen aus der Kirche traten, hörten sie in der Tiefe der Erde noch ein zeterndes Heulen. Lange Zeit ist hernach dieser Ort mit einem Zaune umgeben gewesen, wobei sich das Sonderbare zutrug, daß, wer über den Zaun schritt, an demselben Menschen wurde des Tages ein Zeichen des Fluchs gespürt, oder er fiel in eine weltliche Schande, so daß man später die Stelle mit einer Mauer umgab. Auch stellte man zum ewigen Gedächtniß eine

Säule dorthin, nahe dem Wirthshaus zum Weidenhof, und schrieb an diese die Kunde von dem Strafgericht des erzürnten Himmels.

12.

Die Prager Brücke und ihre Wahrzeichen.

Seit undenklichen Zeiten ist die Prager Brücke weit und breit berühmt. Sie ist 1770 Fuß lang, 35 Fuß breit und hat 18 Schwibbogen. Als ihr Bau begann unter Kaiser Karl IV., war so wohlfeile Zeit, daß man für einen Silberpfennig ein Dutzend Eier kaufte; darum nahmen die Baumeister Eier und Wein unter den Kalk, dadurch der Mörtel so fest wurde, daß eher die Steine zu zerbrechen, als von einander zu trennen sind.

Diese Brücke zu bauen kostete einen Heller mehr, als die Kirche Slovan oder St. Emaus.

Das bekannteste Wahrzeichen der Brücke sind fünf kleine Enten an jeder Seite des breiten Brückenthurmes an der Altstadt, der auch sonst mit mancherlei Bildwerk geziert ist. Von diesen Enten hat das Volk ein Scherzwort: Wer nicht ehrlich geboren ist, kann nicht alle Fünfe sehen.

Die Brücke selbst ist voll schöner, zum Theil erneuter und späterer Zeit angehörender Statüen, von denen die eherne des heiligen Nepomuk, des Schutzpatrons von Prag, von ganz Böhmen und von allen Brücken — die herrlichste und kostbarste neben dem ebenfalls metallenen und vergoldeten Crucifix ist. *)

Ein zweites Wahrzeichen wird erblickt am Brückenthurme der Kleinseite nach der Altstadt zu. Da sieht man hoch oben an der Thurmzinne eine Lücke im Gemäuer. Einst, es war am 17. des Christmondes 1252, ritt ein Edler, Namens Berthold von Bertholdy, über die Prager Brücke. Da stritten oben am Thurme zwei Raben mit einander und schrieen und schlugen heftig mit den Flügeln; dabei rührten sie an einen Stein, der wohl schon lange los und locker im Gefüge der Mauer hängen mochte, und so fiel der Stein herab' und dem Ritter gerade auf den Kopf, so daß er alsbald vom Pferde sank und auf der Stelle den Geist aufgab. Viele ehrenhafte Männer und selbst der König trugen Leid um den Rittersmann.

Ein drittes Brückenzeichen ist der Bradcy oder Großbart. An dem Schwibbogen, welcher unter dem Spital der Kreuzkirche zu unserer lieben Frauen in der Altstadt steht, erblickt man einen verwunderlichen alten Manneskopf eingemauert, mit mächtig gro-

*) Die schönen Sagen und Legenden von dem heil. Nepomuk sparen wir einem der folgenden Hefte auf.

ßem Barte, den die Böhmen den Bradicz nennen. Dieser Kopf ist den Anwohnern ein warnendes Zeichen gegen Wassergefahr; denn wenn die Moldau anschwillt und die Fluth im Mühlarme der Moldau bis zu des alten Steinbildes Barte ansteigt, dann räumen jene aus, denn es ist dann vor dem wachsenden Wasser Gefahr im Verzuge.

Berichtigung. In dem Gedicht Seite 29 u. ff. des 1. Heftes ist stets Starhemberg statt Stahremberg zu lesen.

Sagen aus Salzburg und seiner Umgegend.

1.

König Watzmann.

Südöstlich von Salzburg streckt, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch über sieben niedrigere Zinken ein Berg zwei riesige Zackenhörner gen Himmel, das ist der über neuntausend Fuß hohe Watzmann. Von ihm erzählt das umwohnende Volk aus grauen Zeiten her diese Sage.

Einst, in undenklicher Frühzeit, lebte und herrschte in diesen Landen ein rauher und wilder König, welcher Watzmann hieß. Er war ein grausamer Wütherich, der schon Blut getrunken hatte aus den Brüsten seiner Mutter. Liebe und menschliches Erbarmen waren ihm fremd, nur die Jagd war seine Lust, und da sah zitternd sein Volk ihn durch die Wälder toben mit dem Lärm der Hörner, dem Gebell der Rüden, gefolgt von seinem eben so rauhen Weibe und seinen Kindern, die zu böser Lust auferzogen wurden. Bei Tag und bei Nacht durchbrauste des Königs wilde Jagd die Gefilde,

die Wälder, die Klüfte, verfolgte das scheue Wild und vernichtete die Saat und mit ihr die Hoffnung des Landmanns.

Gottes Langmuth ließ des Königs schlimmes Thun noch gewähren.

Eines Tages jagte der König wiederum mit seinem Troß und kam auf eine Waldestrift, auf welcher eine Heerde weidete und ein Hirtenhäuslein stand. Ruhig saß vor der Hütte die Hirtin auf frischem Heu und hielt mit Mutterfreude ihr schlummerndes Kindlein in den Armen. Neben ihr lag ihr treuer Hund, und in der Hütte ruhte ihr Mann, der Hirte.

Jetzt unterbrach der tosende Jagdlärm den Naturfrieden dieser Waldeinsamkeit; der Hund der Hirtin sprang bellend auf, da warf sich des Königs Meute alsobald auf ihn, und einer der Rüden biß ihm die Kehle ab, während ein anderer seine scharfen Zähne in den Leib des Kindleins schlug, und ein dritter die schreckenstarre Mutter zu Boden riß. Der König kam indeß nahe heran, sah das Unheil, und stand und lachte.

Plötzlich sprang der vom Gebell der Hunde, dem Geschrei des Weibes erweckte Hirte aus der Hüttenthüre und erschlug einen der Rüden, welcher des grausamen Königs Lieblingsgethier war. Darüber wüthend fährt der König auf und hetzt mit teuflischem Hussa Knechte und Hunde auf den Hirten, der sein ohnmächtiges Weib erhoben und an seine Brust gezogen hat, und verzweiflungsvoll erst auf sein zerfleischtes Kind am Boden und dann gen Himmel blickt. Bald sanken

Beide zerrissen von den Unthieren zu dem Kinde nieder, und der blutdürstige König frohlockte und lachte wieder.

Da endete die Langmuth Gottes. Ein dumpfes Brausen erhob sich, ein Donner in den Höhen, ein Heulen in den Klüften, und die Hunde würgten den König, die Königin und seine sieben Kinder, daß ihr Blut zu Thale strömte. Ihre Leiber aber wuchsen versteinernd zu Bergen. So steht noch der eisumstarrte König Watzmann, ein marmorkalter Bergriese, zu grausenvoller Erinnerung da, neben ihm die kleinere Zinke, sein Weib, um ihn die sieben Kinder, tief unten die weiten Becken zweier Seen, in welche einst das Blut der Grausamen floß.

2.

Von Juvavia.

Bis dicht an den Fuß des weitberühmten Untersberges erstreckte sich in den alten Zeiten eine Römerstadt, Castrum Juvavium oder Juvavia, zu Deutsch Helfenburg geheißen. Julius Cäsar soll zum Schutz des Römerreiches gegen die Deutschen eine Besatzung in dieses Kastell gelegt, und Kaiser Aelius Hadrianus eine römische Colonie dort angesiedelt haben. Diese Stadt wuchs an Gebäuden und Einwohnern und breitete sich weit aus über das fruchtbare Gefilde, in

welchem das heutige Salzburg liegt. Aber die Einwohner ehrten und fürchteten letztlich weder die Götter, noch den einigen Gott, und versanken ganz und gar in den Schlamm der Laster, und der Himmel verhing sein Zorngericht über die sündige Stadt. In einer schrecklichen Nacht versank Juvavia mit Mauern und Mannen, und an die Stätte, wo es gestanden, trat ein weites und tiefes Moos (Moor), das noch heute zu sehen ist. Es ist nicht gut, diesem zu nahen, Gespenster irren dort um, und zur Nachtzeit locken täuschende Lichter den Wanderer in ungeheuerliche Tiefen. Unter dem Erzbischof Johann Ernst, Grafen von Thun, suchte man diese versunkene Stadt in den Moorgründen auf, welche sich von der Leopoldskrone bis zum Untersberge hin erstrecken. Eine alte Mauer, welche auf einer Seite ohnweit des Daunschlosses im Weingarten vom Mönchsberge herabläuft, hielt man für eine Ruine der berühmten Römerstadt, und eine alte Inschrift, welche jener Erzbischof in Marmor hauen ließ, dient der Sage zur Stütze.

3.

Der Mönchsberg bei Salzburg.

Juvavia war einst eine Stadt mit prächtigen Mauern, ringsum von hohen Wällen eingeschlossen und überherrscht von mächtigen Thürmen. Könige

hatten daselbst Paläste, und die Götter herrliche Tempel, stolz von einem Volke der Vorwelt aus Marmor erbaut. Aber es kam über sie der Graus der Zerstörung durch die Gottesgeisel Attila, den Hunnenkönig, im Jahre 451.

Als Attila gestorben war, kam aus dem Morgenlande ein heiliger Diener Gottes, St. Severinus, in dieses Land, übte große Wunder, weissagte und lehrte den Einwohnern das Christenthum.*) Als Odoaker, der nachherige König in Italien, damals als ein armer Jüngling in dürftigem Gewande zu dem heiligen Manne kam, weissagte ihm dieser, daß er einst reich und mächtig werden würde. Da nun Odoaker hernachmals an der Spitze wilder Horden gegen die Römer zog, trat er, demüthig um den Segen Severins bittend, in die Zelle des frommen Greises. Diesem ward bange für seinen geliebten Freund, den Priester Maximus in Salzburg, und er sendete Eilboten ab, den zu warnen und zu schleuniger Flucht zu ermahnen. Maximus hatte sich mit mehrern frommen Einsiedlern und Mönchen einen steilen, fast unzugänglichen Berg zum Wohnsitz gewählt, und sich darin Treppen, Zellen und Kapellen ausgehauen. Davon heißt noch heute dieser Felsensitz der Mönchsberg. Maximus glaubte die Gefahr nicht so nahe, und verweilte noch eine Nacht in seiner Einsiedelei, die man noch heute den Reisenden zeigt. Aber am frühen Morgen brach das

---

*) Die vielen schönen Legenden vom heiligen Severin sollen in einem der spätern Hefte mitgetheilt werden.

Verderben herein. Ganze Schaaren wilder Gothen und Heruler überfielen die Stadt und die frommen Männer, hingen den ehrwürdigen Priester Maximus an einen Baum, rissen gegen funfzig seiner Freunde aus ihren Verstecken und schleuderten sie vom Felsen, oder rollten sie in Fässern hernieder, in welche spitze Nägel eingeschlagen waren. Noch kündet eine Steinschrift am Mönchsberg den Tod der ersten Märtyrer dieser Gegend, und Salzburg lag fortan verödet hundert und fünf Jahre lang im Schütt und Graus, bis im Jahre 582 St. Rupertus, der neue Segensapostel dieses Landes, kam, und das Kreuz wiederum erhöhte.

4.

Der Untersberg bei Salzburg.

Der Untersberg, von Vielen im Volke auch der Wunderberg geheißen, steht eine Meile von Salzburg an dem grundlosen Moos, wo einst vor alten Zeiten die große Hauptstadt Helfenburg gestanden haben soll. Er ist 6798 Fuß hoch und überreich an Wäldern, Alptriften, Wild und heilsamen Kräutern, an Marmor und anderm noch kostbareren Erz und Gestein. Ein altes Buch sagt aus, daß öfters fremde Kunsterfahrene aus Welschland herbeikamen, die Erze und Minern insgeheim bearbeiteten, nebenbei aber sich der

Bosheit gebrauchten, die Fundgruben den Umwohnern aus Neid zu verhehlen und zu verblenden. Zahllose Sagen gehen von dem Untersberg im Munde des Volkes. Im Innern sey er ganz ausgehöhlt und mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten, Gold- und Silberquellen versehen. Kleine Männlein bewahrten die Schätze und wanderten ehedem oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daselbst Gottesdienst zu halten. Auch höre man des Nachts in diesem Wunderberge Kriegsgetümmel und Schlachtgetön. Zur mitternächtigen Geisterstunde kommen die Riesen hervor, steigen zum Gipfel und schauen gen Osten unverwandt; wenn es dann Zwölfe schlägt, erlischt ihr vorausgehend Flammenlicht, die Riesen verschwinden, und es treten die Zwerge aus dem zaubervollen Bergesinnern und brechen das Erz und hämmerm am Gestein, oder sie wandeln, mit netzförmigen Häubchen bedeckt, mitten unter dem weidenden Vieh umher.

Vieles auch weiß die Sage der Umwohner von den wilden Frauen des Untersberges zu berichten; wilde Frauen in weißen Gewändern, mit fliegenden Haaren, an den Firsten des Berges. Sie sangen schöne Lieder.

Im Schooß des Berges sitzt verzaubert ein alter Kaiser. Einige sagen, Karl der Große sey es, Andere nennen Friedrich den Rothbart, der sich in das Unterschloß auf dem Kiffhäuser in Thüringen verwünscht haben und dort noch sitzen soll. Wieder Andere lassen Kaiser Karl V. den seyn, der im Untersberge verzaubert weile. Mancher soll ihn gesehen haben mitten

im Kreise glänzender Wappner, sitzend an einem Tisch von Marmelstein, durch welchen ihm der Bart gewachsen, der fast dreimal um den Tisch reicht. Wann er zum dritten Mal die letzte Ecke erreicht, dann wird der Antichrist erscheinen, dann wird die große Schlacht auf dem Walserfelde geschlagen, die Engel stoßen in ihre Posaunen und der jüngste Tag bricht an. Auch die Tochter des Kaisers wohnt daselbst, und hat sich zum Oeftern freundlich gegen Solche gezeigt, die zu günstiger Stunde in den Berg traten. Zu heiligen Zeiten will man wahrgenommen haben, daß der große Kaiser sich mit seinem Hofgesinde oder aber mit den Mönchen von St. Justus in der Domkirche zu Salzburg um Mitternacht eingefunden, die Mette mitgesungen und dem Hochamte beigewohnt, welches sein Hofpfarrer, oder der Prior von St. Justus, oder wohl gar ein großer Kirchenprälat celebrirt, der zugleich mit ihm in den Untersberg verwünscht worden ist. Zu solchen Zeiten wallen die vertriebenen Mönche in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den benachbarten Kirchen und halten in St. Bartholmä (am Königssee bei Berchtesgaden), in Grödig, im Münster Berchtesgadens und im hohen Dome der Metropolis zur Mitternachtsstunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienst. Auch vernimmt man bisweilen kriegerische Musik aus des Berges Höhlen und Klüften, besonders bei bevorstehendem Kriege. Ritter und Reisige durchreiten in glühenden Panzern, auf Flammenrossen und mit funkensprühenden Waffen die Gefilde der Umgegend, sich zur Pein und dem Landmann

zum Schrecken. Mit anbrechendem Tage eilen sie in den Untersberg zurück durch eine nur selten und nur Wenigen sichtbare eherne Pforte, welche beim Hallthurm hinter den Trümmern der Burg Plauen zwischen den Steinklüften eingestürzter Felsen zu Tage geht.

5.

Der Wanderer in den Untersberg.

In der Salzburger und Berchtesgadner Gegend geht ein altes, seltenes Büchlein von Hand zu Hand, das beschreibt eine gar wundersame Mähr, die sich mit einem Manne, Namens Lazarus Aizner (nach Andern Gitschner), zugetragen und in dem Büchlein von ihm selbst für wahrhaftig beschrieben wird.

Es war im Jahre 1529, als dieser Mann, ein Diener des Stadtschreibers zu Reichenhall, mit seinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elberger und noch zwei andern Männern aus Reichenhall auf den Untersberg gingen. Da kamen sie zu einer Felsenschlucht, der hohe Thron genannt, wo ein Loch in den Berg ging. Unter dem Felsen stand eine Kapelle, die trug eine Schrift von silbernen Buchstaben, welche die Wanderer ansahen und lasen. Nachher sind sie wieder nach Hause gegangen. Später kam unter ihnen das Gespräch auf die Schrift, deren Buchstaben ihnen entfal-

len waren, und der Pfarrer sprach zu Aizner, er möge doch nochmals hinaufgehen und die Schrift abschreiben. Dieser ging an einem schönen Septembertage, der ein Mittwoch war, allein auf den Berg, fand die Schrift mit uralten Buchstaben in die Wand gehauen, und schrieb sie ab:

S. O. R. C. E. J. S. A. T. O. M.

Ueber dem Aufschauen und Abschreiben dieser alten Inschrift wurde es Abend und zu spät, den Rückweg anzutreten. Daher bettete sich Lazarus nahe der Höhlung auf weiches Moos und entschlief.

Am andern Morgen machte er sich auf und wollte wieder hinab nach Reichenhall, sah sich jedoch zuvor im Gehen ein wenig in die Weite um, und siehe! plötzlich steht vor ihm ein barfüßiger Mönch, der betet aus einem Buche und trägt eine große Bürde Schlüssel auf der Achsel. Jetzt redet der Mönch ihn an: „Wo bist Du gewesen? Wo gehst Du hin? Hast Du gegessen oder bist Du noch hungrig?"

Lazarus antwortete schlecht und recht, und der Mönch hieß ihn mit sich gehen. Sie gingen aufwärts gegen den hohen Thron, kamen wieder an eine Felskluft, die war mit einer eisernen Thür versperrt, welche der Mönch mit einem seiner Schlüssel aufschloß, und dann traten sie in den Berg ein. Der Mönch sprach zu Lazarus Aizner: „Lege Deinen Hut allda nieder, so kannst Du wieder hinaus; innen aber sprich zu Niemand ein Wort, es sage einer zu Dir, was er wolle. Mit mir darfst Du reden und mich fragen,

was Du willt. Merke auch wohl, was Du siehest und hörest."

Innen zeigte sich ein großer Thurm mit einer goldgezierten Uhr. Da sprach der Mönch: „Schau' auf die Uhr, auf welcher Stund der Zeiger steht und um welche Stund es ist." Es war 7 Uhr. Als Lazarus Aizner aufschaute, sah er ein herrliches Gebäu mit einem doppelten Glockenthurm, wie ein ansehnliches Kloster, das auf einer schönen weiten Wiese lag. Ein Brunnen war daneben mit schneekaltem Wasser, rundum war schöner grüner Wald. Der Wanderer kam mit dem Mönch in eine Kirche, die so weit war, daß er von der hintern Kirchthür kaum auf den Chor hinaufsehen konnte. Dort beteten Beide, und der Mönch hieß den Mann in einem Stuhle bleiben und sagte ihm, daß die Kirche zweihundert Altäre habe und über dreißig Orgeln. Als Lazarus in dem Stuhle saß, kamen eine Treppe herunter mehr als dreihundert Mönche, alte und junge, blickten ihn scharf an, gingen auf den Chor und sangen die Horas andächtiglich. Nun erklangen alle Glocken, und unzählbare Schaaren Andächtiger, angethan mit herrlichen Kleidern, erfüllten das unterirdische Gotteshaus. An allen Altären wurde Messe gelesen und das Hochamt gesungen, und alle Orgeln erdröhnten, und zahllose Instrumente wurden laut mit himmlischer Musik. Dann verlor sich das Volk und die Mönche wandelten wieder dem Erstaunten vorüber. Hernach führte der Mönch Jenen eine Treppe von achtzig Staffeln hinauf in einen Speisesaal voll hoher doch unverglaster Kirchenfenster zu bei-

den Seiten, daraus man hinabsah auf die Wiese. Daran stieß der Convent, oben gewölbt und mit schönen Fenstern wohl versehen. Darinnen standen lange Tische, und an einem derselben speiste der Mönch den Lazarus Aizner mit üblicher Klosterkost und einem Becher Wein. Zur Nonzeit (drei Uhr Nachmittags) gingen Beide wieder in die Kirche, die wieder voll Volkes war. Nach der Non gingen sie in die Bibliothek, da sah Aizner viele Leute auf dem Anger hin und her gehen, und auf Befragen, wer diese seyen, antwortete der Mönch: „Es sind alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe und andere Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, christliche Leute, welche den christlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und vertheidigen."

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt, aus Baumrinden und Häuten, und mit alten unbekannten Buchstaben beschrieben. Vieles las und erklärte der Mönch. Zur Vesperzeit gingen Beide abermals in die Kirche, dann in den Convent zum Speisen, dann in die Complet. Darauf ordnete sich ein langer Zug der Mönche mit Büchern und Laternen, und gingen je zwei und zwei nach dem hohen Thurme, durch welchen Lazarus eingegangen war in den Untersberg. Da sah man zu zweien Seiten sechs Thüren, und der Mönch nannte zwölf verschiedene Kirchen in der Umgegend, in welche man durch diese Thüren gelange, nach Salzburg, Reichenhall und andere. Er sprach: „Jetzt gehen wir nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden;" und so that sich die eine Thür auf, und sie gingen in

einem breiten und schönen Gange fort und fort. Einmal sagte der Mönch: „Schau, Lazarus, jetzt gehen wir tief unter dem See," damit er den Königssee meinte, an welchem St. Bartholomä gelegen ist. In der Kirche sangen sie die Metten und gingen dann zurück.

Der folgende Tag wurde vollbracht, wie der erste, nur daß sie zur Nacht in den Dom zu Salzburg gingen und dort ihr Gebet verrichteten. Hernach lasen sie in der Bibliothek die großen Bücher voll alter Geschichten und zukünftiger Ereignisse, und der Mönch sprach viele Weissagungen, wie es dermaleinst in der Welt sich zutragen werde.

Als sie so lasen und mit einander sprachen, ersahen sie einen Kaiser unter dem Volke, mit Kron' und Scepter, der hatte einen grauen Bart vom Haupte bis zum Gürtel, und der Mönch sagte: „Das ist Kaiser Friedrich, welcher einstens auf dem Walserfelde ist verzuckt worden. Schau ihn wohl an, er ist in solcher Gestalt, wie er ist verloren gegangen." Auch andere verstorbene Fürsten und edle Herren mehr erblickte Lazarus, auch seiner noch lebenden Bekannten Etliche, und fragte den Mönch, was diese in dem Berge machten und ihr Thun und Lassen sey? Da gab ihm der Mönch eine solche derbe Maulschelle, daß er sie sein Lebelang empfand, und sprach zornig: „Was bedarfst Du Wissens und Forschens nach den Geheimnissen Gottes?" —

So waren nun bereits sieben Tage vergangen, als der Mönch sprach: „Lazarus, nun ist es Zeit, daß Du

wiederum hinausgehest, oder willst Du hierinnen verbleiben, so magst Du es auch thun.“ Aizner antwortete: „Ich will hinausgehen!“ So geleitete ihn der Mönch zu dem Thurme, versah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hinfort demüthig zu leben, hieß ihn auch wieder auf die Uhr schauen, deren Zeiger eben wieder auf 7 stand, und den Hut aufsetzen, der noch dort lag. Dann redete er noch Manches von künftigen jämmerlichen und kümmerlichen Zeiten, so noch kommen würden, und schließlich befahl er ihm, er solle Alles, was er gehört und gesehen in dem wunderbaren Berge, fleißig merken und beschreiben, doch nicht eher, als nach fünfunddreißig Jahren. Zuletzt segnete er ihn und sprach: „Nun gehe hin im Namen des Friedens, Du wirst schon dermaleinst wieder zu mir kommen! Schaue Dich auch nicht um!“

Und so kam Lazarus Aizner mit Zittern wieder hervor aus dem Schooße des Untersberges und herab nach der Stadt Reichenhall, und war ganz stille.

6.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld bei Salzburg.

Auf dem Walserfeld bei Salzburg stehet ein uralter Birnbaum, ganz dürr und abgestorben seit langer Zeit, und ist schon zum Oeftern gar umgehauen worden,

aber durch die Kraft des Allmächtigen wurde die Wurzel behütet und trieb wieder aus, daß der Baum emporwuchs. Von diesem Baume geht nun eine alte Weissagung, daß er dereinst wieder beginnen werde zu blühen und Frucht zu tragen. Wann aber dieses sich ereignet, dann wird der verzauberte Kaiser mit all seinen Wappnern hervortreten aus dem Schooße des Untersberges, und es wird eine große und erschreckliche Schlacht des Glaubens halber geschlagen werden. Dieses geschieht aus göttlichem Verhängniß, weil kein Mensch mehr dem Andern brüderliche Liebe erzeigen will. Wann der Baum beginnt zu grünen, wird diese Zeit der Noth nahe seyn, wann er aber anfangen wird Früchte zu tragen, wird sich die Schlacht anheben, und der Fürst des Baiernlandes wird an den Birnbaum seinen Schild aufhängen. Auf dem Felde wird den Streitern das Blut rinnen bis an die Knöchel und in die Schuhe, und die Vornehmen werden wünschen, insgesammt auf einem Sattel davonreiten zu können. Nur die guten Menschen werden von den Riesen des Untersberges geschützt und gerettet, die bösen aber alle erschlagen werden. So schrecklich soll die Schlacht seyn, daß sie alles Volk zerstören wird.

Die Sage erzählt, daß ein Fürstensohn hinaufging gen Abend zum Fuß des Untersberges. Und wie mit der Nacht sich das Schlachtgetümmel erhebt, tritt dem Weiterschreitenden ein graubärtiger Herold entgegen und winkt ihm zu folgen und führt ihn in die Tiefe des Wunderberges, immer tiefer, bis es sargeseng wird. Da greift der greise Führer in die Felsen und es

öffnet sich ein weiter Thronsaal mit herrlichen Säulen und hellem Glanze. Und in ihm zehntausend Ritter und hunderttausend Lanzenknechte, zum Kampfe gerüstet. An einem runden Tische aber von Marmorstein in Mitten des Saales saß der Kaiser im Reichsschmuck, mit lichtweißem Barte, der, mit Perlen durchflochten, um den Tisch in langen Silberwogen wallte. Um ihn her aber die sieben Kurfürsten des Reichs.

Da tritt des Kaisers Tochter lebenswarm in die versteinerte Welt, geht zu dem Tische und mißt des kaiserlichen Vaters langen Bart; der aber reicht erst zweimal um den Tisch und der dritte Gang fehlt. Da erstarrt auch sie vor Schmerz, und mit dem Mitternachtsschlage ist Alles erloschen und versunken. Der Herold aber spricht zu dem Fürstensohne, der des Kaisers Tochter hatte umarmen wollen:

„Und Alle, die da unten hausend
Mit ihm und ihr Du hast geschaut,
Sind ein versteinertes Jahrtausend,
Das täglich auf ins Leben thaut,
Um täglich wieder zu erstarren;
Und so muß Kaiser, Kind und Herr
So lange der Erlösung harren,
Bis um die Tafelrunde her
Des Kaiserbartes Silberwogen
Die Tochter dreimal hat gezogen.

Und wenn der Bart so groß geworden,
Ach, ist das große Volk so klein!

Und selber wird es sich ermorden,
Und Treu und Glauben nicht mehr seyn.
Dann kömmt ein Fürst aus Deinem Stamme
Zum Berg und seinem Schauerraum,
Und hängt des Volkes Oriflamme,
Sein Schild an jenen morschen Baum,
Und wird er wieder Blüthen tragen,
Dann wird die Rettungsschlacht geschlagen.

Da bricht aus unterird'schem Saale
Das Heer hervor aufs Walserfeld
Und kämpft und siegt. Zum zweiten Male
Erschafft das große Volk der Held.
Dann wird er Reich und Tochter geben,
Deß Rüstung diese Perlen da
Die Thränen dieser Nacht umweben,
Die Tochter heißt Teutonia;
Der Prinz? Wer kann Antwort verlangen?
Wer sagen, wo er hingegangen?" — *)

---

*) Maßmann: Bayerische Sagen, München 1831. — Alex. Weißenbach: Aigens Beschreibung und Dichtung, Salzburg 1817.

7.

Die Riesen und die wilden Frauen im Untersberge.

Leute aus dem Dorfe Feldkirchen ohnweit der Stadt Salzburg erzählten für wahrhaft: Als wir noch junge Buben waren, haben wir mit eigenen Augen gesehen, daß einige alte Riesen aus dem Untersberge herausgingen, herunter kamen und sich auf die nächst dieses Berges stehende Grödiger Pfarrkirche lehnten, mit unterschiedlichen Personen Gespräche hielten, doch Niemand einiges Leid zufügten, sondern ihren Weg wieder in Frieden gingen. Die Grödiger Leute waren von den Riesen oft ermahnt, durch erbauliches Leben sich gegen verdientes Unglück zu sichern. Dieselben Leute zeigten zu der nämlichen Zeit an, daß zu Grödig vielmals etliche Frauen von wilder Art aus diesem Untersberg gekommen sind zu den Knaben und Mägdlein, welche zunächst dem Loch innerhalb Glanegg des Viehes hüteten, und ihnen Brod und Käse zu essen gegeben haben. Auch in das Kornschneiden gingen solche wilde Frauen nach Grödig. Sie kamen sehr früh des Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feierabend genommen, gingen sie, ohne die Abendmahlzeit mitzuessen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Eines Tages geschah es, daß ein Bauersmann bei Grödig auf dem Felde ackerte und sein kleines Söhnlein auf das Pferd gesetzt hatte. Da kamen die wilden Frauen aus dem Untersberge, hätten das Knäblein gern gehabt und wollten es mit Gewalt hinwegführen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse und Begebenheiten dieses Berges schon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab mit den Worten: „Was erfrechet Ihr Euch, so oft herauszugehen und mir jetzt sogar meinen Buben hinwegzunehmen? Was wollt Ihr mit ihm machen?" — Die wilden Frauen sagten: „Er wird bei uns bessere Pflege haben und wird ihm bei uns besser gehen als zu Hause; der Knabe wäre uns sehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren!" Allein der Vater ließ seinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen gingen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nahe an die Kugelstatt oder Kugelmühle, so bei diesem Berge schön auf der Anhöhe liegt, und nahmen dort ein Knäblein mit sich fort, das das Weidvieh hütete. Da haben über ein Jahr hernach die Holzleute dasselbe Knäblein auf dem Untersberge auf einem Baumstock sitzen sehen, das hatte ein schön grünes Kleid an. Dieß sagten sie den Aeltern des Knaben, und am andern Tage suchten sie es mit Vater und Mutter an demselben Orte, aber der Knabe ward nicht wieder gefunden.

Mehrmals hat es sich begeben, daß eine wilde Frau aus dem Wunderberge gegen das Dorf Anif

ging, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen ist. Alldort machte sie sich in die Erde Löcher und Lagerstatt. Sie trug ungemein langes und schönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußsohlen hinabreichte.

Ein Bauersmann aus Anif sah zum Oeftern diese Frau ab und zu gehen, und ob ihrer Schönheit und der Schönheit ihrer langen Haare ward ihm gegen sie das Herz entzündet. Er konnte dem Drange, ihr zu nahen, nicht widerstehen, ging zu ihr, betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr auf ihr Lager, doch in allen Ehren; Beide sahen einander an, und keines sprach ein Wort; noch weniger trieben sie Ungebührliches. Als der Bauer zur zweiten Nacht wiederkam, fragte ihn die wilde Frau, ob er nicht selbst ein Weib habe? Nun hatte er eine angetraute Ehefrau, doch verläugnete er sie und sprach: „Nein!“

Des Bauers Ehewirthin aber machte sich allerhand Gedanken, wo denn ihr Mann des Abends hingehe und die Nächte zubringe? daher spähte sie nach ihm, und ging aus, ihn zu suchen, und fand ihn auf dem Felde, bei der wilden Frau schlafend. Da rief sie der wilden Frau zu: „O behüte Gott Deine schönen Haare! Was thut Ihr denn da mit einander?“ Mit diesen Worten wich das Bauernweib von ihnen, und ihr Mann erschrak gar sehr darüber. Aber die wilde Frau hielt ihm seine treulose Verläugnung vor und sprach: „Hätte Deine Frau bösen Haß und Aerger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest Du jetzt

unglücklich seyn und nicht mehr von dieser Stelle kommen, aber weil Deine Frau nicht bös war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreulich, und unterstehe Dich nicht mehr daher zu kommen, denn es steht geschrieben: Ein Jeder lebe getreulich mit seinem getrauten Weibe, obgleich die Kraft dieses Gebots einst in große Abnahme kommen wird und damit aller zeitliche Wohlstand der Eheleute. Nimm diesen Schuh voll Geld mit Dir und sieh Dich nicht mehr um!" Damit schwand die wilde Frau hinweg, und der Bauer ging mit seinem Schuh voll Geld erschrocken heim und that, wie ihm geboten war.

Ein Müller aus Salzburg, Leonhard Burger mit Namen, ging einst auf den Untersberg, da traf er eine wilde Frau und ein Bergmännlein an, und sahe Letzteres mit einem Hammer in das Gestein hauen; es floß in eine große untergestellte Kanne von einem halben Maaß eitel gediegenes Gold. Die wilde Frau schrie den Wanderer an, und scheu wich er zurück; wäre er geblieben, so hätte er wohl etwas mehr bekommen; so aber gab ihm das Bergmännlein nur ein gutes Stück von einem glänzend schimmernden Steine, und daran hatte er sein Lebenlang genug.

8.

Der Fuhrmann und die Bergmännlein im Untersberge.

Einstmals im Jahr 1694 wollte ein Fuhrmann mit einem Wagen, der mit Wein befrachtet war, aus Tyrol nach Hallein fahren, und kam neben St. Leonhard bei der Almbrücke zu Niederalm, einem Dorfe zunächst des Wunderberges. Dort ging ein Bergmännlein aus dem Berge hervor und fragte den Fuhrmann: „Woher kommst Du und was fährst Du?" Der Fuhrmann sagte: „Wein." Da sprach das Männlein: „Fahre mit mir! Ich gebe Dir gute Münz dafür, und mehr, als Du zu Hallein bekommen wirst." Der Fuhrmann weigerte sich, weil der Wein bestellt sey. Darüber ward das Bergmännlein erzürnt, fiel auf die Mähnen der Pferde und rief: „Fuhrmann, weil Du nicht mitfahren willst, will ich Dich so führen, daß Du gar nicht wissen sollst, wo Du bist, und sollst Dich nicht mehr auskennen!"

Dem Fuhrmann wurde mächtig bange, er sah, daß er in der Gewalt des Unterirdischen war, und gehörchte nun dem Bergmännlein, das mit eigener Hand den Zaum der Pferde ergriff und das Geschirr immer näher zu dem Untersberge hinlenkte. Dem Fuhrmann schien es, als gehe es auf einer kunstgerecht gemachten,

ganz unfahrbaren Straße fort; er setzte sich mit auf den Wagen, und es überfiel ihn ein Schlaf.

Wieder erwachend sah er sich nahe an einem herrlichen Schlosse, erbauet aus roth und weißem Marmor, wie man ihn am Untersberge bricht, mit hohem Thurm und krystallenen Fenstern dreißig Klafter hohen und zehn Klafter dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, zu welchem Schloß man nur, da es auf einem hohen, glatten, isolirten Felsen stand, über sieben Zugbrücken gelangen konnte. Bald auch wurden Bewohner des Schlosses ersichtlich, lauter kleine Bergmännlein, die sich sehr freudig erzeigten, unter ihnen der Kellermeister, mit vielen Schlüsseln und großen Taschen versehen, dem sein Bart bis über den Bauch und das Haar bis über des Leibes Mitte herabhing.

„Willkommen, mein lieber Fuhrmann!“ sprach der Kellermeister zu diesem, der vor Furcht und Bangigkeit an allen Gliedern zitterte. In des Hofes Mitte spannten Etliche eilends die Pferde aus und führten sie in den Stall zum Füttern, Andere brachten den Fuhrmann in ein lichtes Gemach, wo sie ihm Speise und Trank vollauf vorsetzten, und Alles in feinen und blanken zinnernen Geschirren. Doch konnte der Fuhrmann nicht heiter und sorglos seyn, denn er wußte nicht, wohin sich Alles wenden und welchen Ausgang dieß wundersame Abenteuer nehmen werde. Als er gegessen und getrunken hatte, geboten ihm die Männlein, ihnen zu folgen, und da er sich keinen Widerspruch zu erlauben wagte, so ging er mit ihnen. Eine Treppenstiege von fünfundzwanzig messingenen Staffeln

führten sie ihn hinan und in einen hohen prachtvollen Saal mit zwanzig Schuh hohen und sieben Schuh breiten, doch unverglasten Fenstern, und daraus in einen andern, noch schöner und herrlicher, als der erste. Der Boden war von glänzendpolirtem Marmor und die Wände waren von klarem Gold aufgerichtet; die Fenster waren reiner Krystall. Der Plafond war Goldgetäfel, und in der Mitte des Saales standen vier kolossale Riesen, achtzehn Schuh hoch, fein von Metall gegossen, die hatten an ihren Armen goldne Ketten, als ob sie Gefangene vorstellten. Oben an der Decke aber sah man das Bildwerk eines Bergmännleins mit einer goldnen Krone, das hielt in seinen Händen die Ketten von den Armen der Riesen.

Das Bergmännlein fragte: „Fuhrmann! Verstehst Du, was die vier Riesen sammt dem Bergmännlein mit der Krone für die künftigen Zeiten bedeuten wollen?"

Der Fuhrmann antwortete: „Ich verstehe es nicht!" Und das Bergmännlein sprach weiter kein Wort.

Rings im Saale standen und hingen schöne, mit Gold, Elfenbein und Perlmutter geschmückte Rüstungen, Waffen und Geschosse von alter Art und mannichfach verziert, auch gold- und edelsteinverzierte Tische.

Dann ging es in einen dritten, noch prächtigern Saal, darin ein überaus schönes Bettgestelle stand, mit dem glänzendsten, feinsten Gold überzogen; oben an den vier Eckpfosten standen vier Knöpfe von einem dem Fuhrmann unbekannten Stoff, daran hingen güldne Ketten.

Aus diesem Saale wurde der Fuhrmann in ein düsteres, doch reinliches Gewölbe geführt, darin sich ein Loch befand, das einen halben Schuh weit war, dadurch geboten die Bergmännlein dem Fuhrmann ein wenig hinabzuschauen. Da sah er in seltsamer Dämmerung über fünfzig kleine Mädchen, theils nackt, theils bekleidet, doch ließen sie ihn nicht lange hinunterschauen, sondern zogen ihn zurück und führten ihn in einen wohlgebauten Keller, von dem das Ende nicht abzusehen, der jedoch ganz mit Weinfässern angefüllt war. Dann kamen sie in ein hohes Gewölbe, darin eine große runde Tafel stand. Dort zahlte ein Bergmännlein dem Fuhrmann für seinen zugeführten Wein hundert und achtzig Dutzend Dukaten, bedankte sich höflich und sprach: „Hebe dieses Geld wohl auf, und gib es nur aus zum Ankauf andern Weins, Du kannst damit Zeitlebens Handel treiben, und Dein Geschäft wird glückhaft seyn."

Nach diesem wurden des Fuhrmanns Pferde wieder eingespannt, und weil eines davon blind war, so nahmen die Männlein einen Stein, der blau und roth schimmerte, und machten damit das blinde Pferd sehend, gaben auch dem Fuhrmann den Stein zum Andenken, damit er die blinden Pferde armer Bauersleute auch wieder sehend machen sollte.

Die Bergmännlein verloren sich in ihr Schloß, der Fuhrmann aber fuhr heraus, und nur drei Andere, die er vorher nicht gesehen, begleiteten ihn. Diese trugen schwarze Kleider, grünsammetne Kaskets und rothe Federn darauf. Sie sagten zum Fuhrmann: „Du hast

wohlgethan, Deinen Wein hierher zu führen und zu verkaufen."

Sie begleiteten den Fuhrmann, der voller Erstaunen und Verwunderung war, eine ziemliche Strecke Wegs, und sagten ihm zuletzt: „Wenn man anfangen wird, weiße und rothe Hütlein zu tragen, wird die Noth aller Orten ihren Anfang nehmen und der Segen Gottes sich wenden nach dem Leben der Menschen."

Der Fuhrmann fuhr ganz befangen von dannen, wußte nicht wie noch wo er herauskam, denn plötzlich fand er sich an dem Orte, da ihm zuvor das Bergmännlein begegnete.

Und hernachmals wurden ihm die hundertachtzig Dutzend Dukaten weder mehr noch weniger, und er behielt die geschauten Geheimnisse auf Befehl der Bergmännlein bei sich bis nahe an seinen Tod, und führte einen nachdenkenden und gottesfürchtigen Lebenswandel.

9.

Das Bergmännlein beim Tanz.

Alte Leute zeigten für wahrhaftig an, daß auf eine Zeit ein Bauer seine Hochzeit zu Glaß im Dorf, eine kleine Viertelmeile von der Stadt Salzburg und über eine Stunde von dem Wunderberg entlegen, gehalten

hat; darauf ist ohngefähr ein Bergmännlein gekommen, das mischte sich freundlich unter die Hochzeitgäste, ermahnte Alle, in Ehren fröhlich und lustig zu seyn, und verlangte, auch mittanzen zu dürfen, und dieses Verlangen wurde ihm auch nicht verweigert. Darauf machte es mit einer und der andern ehrbaren Jungfrau allezeit drei Tänze, und zwar mit so sonderbarer Zierlichkeit, daß die Hochzeitgäste mit Verwunderung und Freude zuschauten. Nach dem Tanze bedankte es sich, und verehrte der Braut drei Batzen, dem Bräutigam auch drei Batzen und ermahnte Beide, sie sollten künftighin friedlich hausen, christlich leben, fleißig beten und arbeiten und bei einem frommen Wandel ihre Kinder zum Guten erziehen. Indessen ist es noch bei ihnen geblieben und nahm von Jedermann Trunk und Speise, die man ihm darreichte, doch nur etwas weniges; gleichwohl ist es ein wenig bezecht worden, nahm nun Urlaub und sprach zu den Brautleuten: „Ihr werdet an meinen geschenkten Batzen Euer Lebelang genug haben, wenn Ihr sie zu Euerm andern Gelde legt.“ Dann bat er, daß ein Mann ihn überführen möge über die Salza.

Nun war bei der Hochzeit ein Schiffmann, Namens Johann Ständl, der machte sich eilfertig auf, und sie gingen mit einander zur Ueberfahrt. Der Mond schien gar helle, und der Schiffer begehrte auf dem Wasser seinen Lohn; das Bergmännlein reichte ihm in Demuth drei Pfennige. Dieser geringe Lohn hat den Fährmann gar hart verdrossen, aber das Männlein sagte zu ihm: „Lieber Fährmann, laß Dir

die drei Pfennige nicht verschmähen, sondern behalte sie wohlauf mit allem Fleiß, so wird Dir Dein Geld niemalen zerrinnen noch mangeln." Und schenkte ihm auch noch ein Steinlein, sprechend: „Das hänge an Deinen Hals, so wirst Du nimmermehr ertrinken."

Und nach der Hand geschah es, daß der Fährmann bei Laufen in ein Wasser fiel und über eine Viertelstunde darin lag, und hat ihm das im Geringsten nicht geschadet. Und die drei Pfennige, als er sie zu seinem Geld gelegt hatte, brachten hervor, daß des andern Tages die Truhe voller Geld war. So dankbar erzeigte sich das Bergmännlein.

10.

Die verzauberten Goldschätze auf dem Untersberg.

Viele Sagen gehen in dieser Gegend von solchen Glücklichen, welche die Schätze und Schachten mit reichem Bergsegen am Untersberg offen erblickt, auch wohl ein Weniges davon erlangt haben, aber zum andern Male die Stellen nimmer wiederfanden.

In Salzburg saß ein Bürger und Gastgeber, mit Namen Hans Gruber, der war auch Holzmeister auf dem Untersberg, lebte schlecht und recht, und schaute einst seinen Holzknechten zu auf einem beson-

ders hübschen, grünen Plätzchen im Walde, nahe der Stelle, wo man es die „steinerne Wand" nennt, allda er vorzüglich gern verweilte. Es war ein ganz heiterer Tag; der Holzmeister aß sein Nachmittagsbrod und trank von einem klaren Brünnlein, das an jener lieblichen Stelle ausquoll. Mit einem Male sah Gruber an der steinernen Wand eine zuvor nie bemerkte eiserne Thüre offen, und es stand ein Mann dort, gestaltet wie ein Mönch, der redete ihn an und sprach: „Hans, komm' herein!" Er aber erschrak und antwortete: „Nein! Ich gehe nicht hinein, Herr! Ich fürchte mich!" Da sprach der Mönch zum andern und zum dritten Male: „Gehe herein, Du darfst Dich nicht fürchten!"

Der Mönch hatte eine güldne Kette am Arme, und bot sie dem Hans Gruber mit den Worten dar: „Nimm diese Kette zu Dir, so hast Du mit allen den Deinigen Dein Lebelang genug!" Doch der Holzmeister weigerte fortwährend und rief: „Ich gehe nicht hinein! Schenke mir ein Glied Deiner Kette!" — Da riß der Mönch drei Glieder ab, warf sie ihm zu, und Gruber fing sie mit dem Hute; der Mönch aber rief: „Laß Niemand diese drei Kettenglieder sehen, bis Du sie drei Tage in Deinem Hause behalten! Hättest Du sie nicht aufgefangen, so wärest Du nicht mehr ledig geworden. Bete fleißig!"

Der Holzmeister warf einen scheuen Blick durch die Thür, da schien es, als erblicke er tief drinnen im Berge einen neuen Himmel und eine neue Welt. Noch sprach der Mönch: „Behüt' Dich Gott und sey

sein demüthig Dein Lebelang!" damit schlug er die eiserne Thür zu, daß es im Berge einen mächtigen Hall gab. Die Gabe schob Gruber in seine Rocktasche und behielt sie drei Tage, dann wog er's, da waren es drei und drei Viertel Pfund Gold. Als er nachmals seinen Knechten erzählt hatte, was ihm begegnet, und was er gesehen, ohne doch der Ringe zu erwähnen, suchten sie zum Oeftern mit ihm die eiserne Thüre, fanden sie aber niemals, sondern sahen nur die steinerne Wand.

Demselben Holzmeister soll es auch zu einer andern Zeit begegnet seyn, als er sich einstmals auf dem Untersberge in seinen Verrichtungen verspätete, daß er droben in einer Höhle seine Nachtruhe suchen mußte. Des andern Tages kam er an eine Steinklippe, aus der ein glänzender, schwerer Goldsand herabrieselte. Er setzte ein Krüglein unter; und als es angefüllt war und er damit hinwegging, sah er unweit des Orts eine Thüre sich aufthun, und es kam ihm natürlich vor, als sähe er in den Berg hineinein und darin eine besondere Welt mit ihrem eigenen Tage.

Das Krüglein behielt der Holzmeister, und es glückte ihm noch oft, es gefüllt nach Hause zu tragen, und der Sand warf so viel Geld ab, daß Gruber nie Mangel litt. Aber jene Thüre hat er nur einen Augenblick offen gesehen und niemals wieder, und als sie zugethan ward, that es in dem Berge einen Hall, wie in einem großen Weinfaß.

Nach seinem Tode war kein Segen mehr bei dem von ihm hinterlassenen Golde.

Im Jahre 1553 ging eine Kräutersammlerin von Salzburg auf den Untersberg. Als sie auf demselben herumging, kam sie auch an eine Steinwand. Da lagen Brocken, grau und schwarz, wie Kohlen. Sie hob etliche davon auf, steckte sie zu sich, und fand, als sie nach Hause gekommen war, zu ihrer großen Freude, daß klares Gold in den Brocken enthalten war. Alsobald machte sie sich wieder hinauf auf den Berg, um ein Mehreres von solchen Brocken zu holen; allein sie konnte alles Suchens ohngeachtet den Ort nicht mehr finden.

Weiter, so ging im Jahr 1753 Paul Meyer, beim Hofwirth zu St. Zeno in Dienst stehend, auf den nahen Untersberg, und als er unweit des Brunnenthals fast die halbe Höhe des Berges erreicht hatte, kam er zu einer Steinklippe, worunter ein Häuflein Goldsand lag. Aus Fürwitz nahm er diesen mit sich und füllte alle seine Taschen damit an. Mit Freuden wollte er nach Hause gehen, als plötzlich ein fremder Mann vor seinem Angesichte stand und zu ihm sprach: „Was trägst Du da?" Furcht und Schrecken überfielen Paul Meyer, so daß er nicht zu reden vermochte und stumm vor dem Fremden stehen blieb. Dieser ergriff ihn und leerte ihm alle Taschen aus, wobei er ihm diese Worte zu vernehmen gab: „Jetzt gehe nimmer den alten Weg zurück, sondern einen andern, und sofern Du Dich hier wieder wirst sehen lassen, wirst Du nicht mehr ledig davon kommen!"

Den guten Dienstknecht reizte aber das Gold, und er beschloß, der drohenden Warnung ungeachtet, den Gold-

sand noch einmal zu suchen. Er nahm daher zu anderer Zeit eine tüchtige Wehr und auch noch einen gut bewaffneten Kameraden mit, aber wie sie auch auf dem Berge umherirrten und den Ort wieder suchten, es war Alles vergebens, und sie konnten ihn nimmermehr wiederfinden.

11.

Die goldenen Kohlen.

Nahe bei der steinernen Wand am Untersberge war ein Hügel, in dessen Nähe zwei Holzknechte beschäftigt waren. Von ungefähr erblicken sie ein Häuflein Kohlen, die, von der Sonne hell beschienen, dort am Hügel liegen, fast ein Hut voll. Das verwundert die Beiden, denn sie können nicht denken, wie die Kohlen an diesen Ort kommen, da in der Nähe umher kein Kohlenbrenner hauste, und der Seltsamkeit halber nimmt der Eine drei oder vier, der Andere fünf bis sechs, und stecken sie zu sich. Beim Nachhausegehen, als sie eben an einem kleinen Weiherlein vorbeikommen, das auf dem Untersberg in der Klamm, einer schluchtähnlichen Vertiefung, liegt, denkt und spricht der Erste: „Ach! zu was sind mir die Kohlen nütze? Was schleppe ich mich damit?" und wirft sie zusammt hinab in das Wasser. Kaum hat er's gethan, so reut es ihn, denn

plötzlich schimmert die Oberfläche des Weihers, als sey sie mit flüssigem Gold übergossen. Der andere Holzknecht, der das auch sahe, hat seine mitgenommenen Kohlen wohl behalten, und als er nach Hause kam, waren sie in lauteres Gold verwandelt. Jetzt lief der Erste eilend wieder hinauf und an den Hügel neben der steinernen Wand, aber an der Stelle, wo zuvor die Kohlen gelegen, lag ein ganzer Klumpen Attern und Nattern, die grimmig gegen ihn zischten. Und wäre er nicht gleich entwichen, so wären sie alle auf ihn los geschossen.

12.

Der in den Untersberg entrückte Jäger.

Es hat sich im Jahre 1738 zugetragen, daß der Jäger, welcher dazumal eben am Wunderberge seinen Forst hatte, seinem leiblichen Bruder, Michael Holzögger, befahl, einmal statt seiner zur Nachsicht wegen Wilddieben oder Waldfrevlern den Forst zu begehen. Dieser that auch, wie ihm befohlen war, ging zum Berge, und kam nicht wieder. Dem Bruder ward bange um ihn, er suchte ihn viele Tage lang mit anderen Genossen in den Waldrevieren und Felsgeklüften

des schaurig-schönen Untersberges, aber sie fanden ihn weder todt noch lebendig.

Als nun nahe an vier Wochen vergangen waren, so war der Jäger, — da es wohl schon öfter geschehen, daß sich einige in diesem Berge verstiegen, den Rückweg nicht finden können, vom Felsen gefallen, oder sonst in der tiefen Wildniß umgekommen, — der festen Meinung, daß dem Michael ein Gleiches geschehen, da er so gar lange ausblieb, und beschloß, für den Verlorenen auf der Gemein, allwo nahe des Berges eine Wallfahrt ist, einen Gottesdienst halten zu lassen.

Dieses geschah, allein welches Wunder! Eben als man für den Todtgeglaubten die Seelenmesse las, trat er in die Kirche, lebend, gesund, unverletzt, und in seiner schmucken Bergschützentracht, wie man sie an ihm stets gewohnt war; er trat ein, und wollte Gott für seine Rückkehr danken, denn er war gleicherweise, wie Lazarus Aizner oder Gitschner, in den Untersberg entrückt gewesen. Er vernahm alsbald, daß der Gottesdienst ihn angehe, und alle Andächtigen ergriff ein freudiges Erstaunen. Jedermann drängte sich zu ihm, und wollte hören, wie es ihm ergangen, und was er ihnen wohl von den wunderbaren Eigenschaften des Bergesinnern erzählen werde. Allein der sonst lebensfrohe und mittheilsame Jäger war ganz in sich verschlossen und nachdenklich, Niemand konnte mehr aus ihm bringen, als daß es Enkeln und Nachenkeln einst offenbar werden würde.

Die Sage von dem Wunderbaren, was sich mi Michael Holzögger begeben, und daß er in den Unters-

berg entrückt worden, kam auch zu den Ohren des damals regierenden Erzbischofs von Salzburg, Firmian, welcher den Jäger rufen ließ, um von ihm das Wahre über diesen Wunderberg einzuholen. Dieser aber gab dem gnädigsten Bischof zur Antwort, er dürfe nicht reden, außer wenn ihm die gnädigste Erlaubniß würde, dem Bischof selbst beichten zu dürfen. Dieses Ansuchen wurde ihm ohne Bedenken bewilligt, und nach abgelegter Beichte von Seiten des Jägers wurde auch der Bischof sehr nachdenkend und tiefsinnig.

13.

Der Schlangenfänger zu Salzburg.

In die alte und schöne Stadt Salzburg zog eines Tages ein berufener Zauberer, welcher ruhmredig verkündete, daß er alle Schlangen der ganzen Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube zusammenbringen und tödten wolle. Solchen Antrag nahm die Obrigkeit zu Salzburg gern und willig an, wurde auch einig mit dem Schlangenbeschwörer um den Lohn, und nun begann derselbe, unter dem Zulauf vielen Volkes, an einem passenden Orte seine Beschwörungen.

Auf einer kleinen Pfeife pfiff er einen seltsamen, eigenthümlichen und unnachahmlichen Ton, und siehe, zu aller Menschen Verwunderung kamen von Wegen

und Stegen, aus Häusern und Kellern Schlangen her=bei und ringelten sich in der Grube, daß es gräulich anzusehen war. Immer noch blies der Zauberer auf seiner Pfeife und murmelte dazwischen die Formeln sei=ner Beschwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte und über die Maaßen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erschrak der Zauberer so, daß das Pfeiflein seiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beschwörung stockte. Flugs sprang die Schlange auf ihn zu, ringelte sich wie ein Gürtel um seine Weichen, schnürte ihm die Eingeweide zu und riß ihn machtlos in die Grube, wo die anderen Schlangen sich über ihn wälzten und ihn langsam zu Tode marterten. Niemand konnte es hin=dern, Entsetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen sie, und bald darauf verloren sich die Schlangen wieder dahin, woher sie gekommen waren.

14.

Doktor Faust in Salzburg.

Es war um die erfreuliche Fastnachtzeit, als der weltberühmte Doktor Faust einige vertraute Freunde und Studenten in seiner Behausung bei sich sah und bis in die Nacht hinein mit ihnen zechte. Als das Getränk nun Alle lustig und guter Dinge machte, ge=

lüstete dem Faust nach einer kurzweiligen Fahrt, und da er wußte, daß in dem Keller des Bischofs zu Salzburg vor allen andern Kellern die feinsten und besten Weine lagerten, so richtete er dorthin seine Gedanken, trug sie seinen Kumpanen vor, und forderte sie zur Begleitung auf. Das waren Alle wohl zufrieden, gingen mit dem Meister in seinen Hausgarten, wo Faust sie eine Leiter ergreifen und sich darauf setzen hieß, jeder auf einen Sprossen, und so fuhren sie auf und davon durch die Luft.

Gegen Mitternacht kam die Gesellschaft in dem bischöflichen Keller an, schlugen Licht und zapften nun ungehindert die besten und köstlichsten Weine an, und kosteten sie reichlich, waren über eine Stunde lang fröhlichen Muthes und leerten manchen Becher auf das Wohl des Bischofs, der ein so herrliches Weinlager hielt.

Mittlerweile saß der Kellermeister bei seinen Freunden, den andern Hofdienern, trockenen Schlundes, und gedachten auch Fastnacht zu halten; deshalb stieg er herab in den Keller, auch noch einen Schlaftrunk zu holen, und öffnete rasch die innere Kellerthür. Da sah er mit Staunen Licht und die Schaar nasser Brüder, die seine Erscheinung ihrerseits auch nicht ohne Schrecken gewahrten. Und alsbald hub der Kellermeister an zu schelten und zu rufen: „Diebe! Diebe!"

Da rief Doktor Faust seinen Gefährten zu, es möge ein Jeder seine volle Flasche fassen und aufsitzen; er selbst drückte den Kellermeister auf die Leiter, sprach ein Zauberwort, und hui, fuhren Alle aus dem Keller

und durch die Lüfte von dannen. Bald überflogen sie einen Wald, da setzte Faustus den Kellermeister, der an allen Gliedern zitterte und schier des Todes war, auf dem Gipfel eines hohen Tannenbaumes ab, und kam mit seiner Bursa und dem mitgenommenen Weine wohlbehalten nach Hause, wo sie Runda tranken, bis der Morgen graute.

Dem armen Kellermeister auf seinem Tannenbaume war schlecht zu Muthe; er wußte weder, wo er war, noch wie er sich in der kalten Frostnacht erwärmen sollte, und vom Baume herabzusteigen vermochte er eben so wenig. Mit banger Seele erharrte er den lange zögernden Anbruch des Tages, und schrie dann mit gellender Stimme um Hülfe, bis einige mit Victualien nach der Stadt gehende Bauern ihn hörten, die ihm aber auch nicht vom Baume helfen konnten. Doch zeigten sie es zu Hofe an, wo man ihnen erst nicht glauben wollte, dann aber hinauszog in Begleitung vielen Volkes, und mit großer Mühe den Kellermeister vom Baume brachte, der halbtodt war und nicht auszusagen wußte, wer ihn auf den Baum geführt und in so großer Gefahr allda gelassen hatte.

Alte Urkunden bezeugen es, daß Salzburg in den ältesten Zeiten eigene Weinberge hatte. Von der Riedenburg bis zum Nonnenberge blühten einst Reben, doch allmählig verschwanden sie, und nur im Schlosse Weingarten außer dem Nonnthale, in der Nähe der herrlichen Leopoldskrone erhielt sich ihr Name.

15.

Sage vom St. Johanniskirchlein am Kapuzinerberge bei Salzburg.

Im Jahre 1478 waren in Salzburg zwei Bürgermeister und ein Stadtrichter. Da begab es sich, daß vor das Stadtthor zwei ganz arme Bettler in so dürftigen Lumpen kamen, daß der eine schier für nackend gelten konnte. Sie baten Beide um Einlaß und sprachen: „Wir wollen uns allhier einen Herrn suchen, der uns zeitlebens speist, tränkt und verpflegt; dafür wollen wir von Gott dem Herrn der Stadt alles Heil der Welt erbitten."

Dem Thorwart dünkte solches Ansinnen seltsam, und hieß die Bettler draußen verweilen, indem er zuvor ihr Anliegen dem Bürgermeister melden wolle. Hierauf kam der Bürgermeister aus Neugier selbst an das Thor, sah die Armen und fragte sie, wer und woher sie seyen, und welche ihre Handthierung?

„Ich bin," sprach der Halbnackende, „ein Steinhauer und Wegemacher, und ein Nazaräer." — „Und ich," sagte der Zweite, „bin ein Zeuchmacher, und aus Galiläa."

„Ach, liebe Männer, helfe Euch Gott!" sprach der Bürgermeister; „Ihr sollt wissen, daß hier in der Stadt wir der armen Leute selbst genug haben, können Euch daher nicht einlassen und aufnehmen." —

Nun lag damals gerade ein vornehmer Bürger, Namens Ludwig Dänkhl, auf dem Siechbette, dessen Diener hörte zufällig das Gespräch des Bürgermeisters mit den Bettlern, über deren große Abgerissenheit er sich wunderte, und erzählte seinem kranken Herrn die seltsame Mähr. Da gelobte sich dieser, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, sandte und erbot sich gegen den Bürgermeister, daß er für die Armen lebendig und todt sorgen wolle. Der Bürgermeister erlaubte es ihm, und man ließ die Bettler ein, welche nun zu Dänkhl kamen und ihm Dank für seine Milde sagten. Der Kranke sprach zu Beiden: „Liebe Männer, ich habe zwar in meinem Hause keinen Raum für Euch, aber oben auf dem nahen Berge gehört mir eine Gerechtigkeit, da hinauf will ich Euch ein Häuslein bauen lassen, darin Ihr hausen und wohnen könnet, und Trank und Speise soll Euch nimmer mangeln."

Darauf neigten sich die halbnackten Bettler und sprachen: „Gibst Du uns nur den Platz, so wollen wir uns schon selbst eine Hütte bauen." —

Und plötzlich umleuchtete es die Gestalten der Armen, wie eine Klarheit des Himmels. „Siehe, Du Frommer und Guter!" sprach der fast Nackte, „ich bin Johannes der Täufer, ein Wegemacher, weil ich die Wege des Herrn bereite nach dem Worte der Schrift!"

„Und ich bin," sprach der zweite Gottesbote, „Johannes, der Evangelist, ein Zeuchmacher, den der Herr berufen hat, als er an seinen Netzen strickte." Und damit verschwanden die Gestalten der Himmlischen vor dem Blicke des guten Dänkhl. Dieser aber fiel betend auf sein Angesicht, fühlte sich alsobald ganz gesund, und erbaute hierauf sofort das Kirchlein St. Johannis am Kapuzinerberge.

Gasteiner Sagen.

1.

Die Auffindung des Wildbades Gastein.

Wer hätte nicht gehört von den segensreichen und wunderbar heilsamen Quellen des in schaurig-schöner Natur, von Felsenschluchten, Wäldern und Hochmatten umgebenen Wildbades Gastein? Vielen Tausenden von Kranken haben sie das hohe Gut der Gesundheit wieder zurückgegeben. In die grauen Zeiten des siebenten Jahrhunderts rankt die Sage von der Entdeckung dieser berühmten Heilquellen. Noch war das Thal fast unbekannt den Anwohnern seiner Umgegend; zahlreiches Wild hauste frei darin, und nur zwei fromme Einsiedler hatten sich in diese düstere Thalschlucht ihre Eremitenzellen gebaut, wo sie in strenger Zurückgezogenheit gottseligen Betrachtungen sich widmeten. Ihnen allein war die warme Quelle und deren Heilkraft bekannt.

Eines Tages geschah es, daß ein ritterlicher Jäger aus Goldeck in der Gegend zu Oberland eines Edelhirsches im Gebirge ansichtig wurde, auf den er sein

Pfeilgeschoß richtete, und ihn auch, jedoch nicht zum Tode, traf. Das verwundete Thier hatte noch Kraft, zu entfliehen, und verschwand bald in Dickigt und Geklüft dem spähenden Auge des Jägers. Dieser aber folgte unablässig der schweißigen Fährte des angeschossenen Wildes, und war nicht wenig verwundert, mit einem Male in felsiger Vertiefung Dampf aufsteigen zu sehen und den Hirsch wieder zu erblicken, aber in Gesellschaft von zwei Männern, welche seiner pflegten und in einer warmen Quelle ihn badeten. Diese Männer waren die beiden frommen Anachoreten Primus und Felician. Sie baten den Jäger, abzustehen von seinem blutigen Handwerk, und führten seine Seele auf den Pfad des ewigen Heils. Sie machten ihn auch bekannt mit der Kraft der wunderbaren Quelle und beschlossen gemeinschaftlich mit ihm, den Menschen diesen Schatz zugänglich zu machen. Ihre Zelle stand am Badberg unterhalb der Schreck, hart am Felsen.

2.

Die drei Waller.

Eines Tages erschienen im Pangau drei den Einwohnern ganz fremde und unbekannte Männer von frommer Geberde und ehrwürdigem Aussehen. Sie verkündeten, daß droben im Hochgebirge eine warme

Heilquelle verborgen liege, und zeigten den darob Verwunderten einen Pfad, der über Berge und Felsen immer aufwärts führte bis zu dem gesegneten Orte. Dann verloren sich die drei Männer und entschwanden höher hinaufwärts. Die Menschen staunten die Kraft des heiß aus der Tiefe sprudelnden Wassers an, welches Wunde heilte, Schwache kräftigte, Gelähmten den Gebrauch ihrer Glieder wiedergab. Knospen, über das Wasser gehalten, erschlossen sich zur Blüthe, unreife Früchte, in die warme Fluth gereicht, zeitigten, verwelkte Blumen blühten von Neuem auf. Dankbar segneten die Menschen Diejenigen, die ihnen die Quelle gezeigt, und verewigten ihr Andenken.

In einer Kapelle, die sich bald darauf am Bade erhob, zeigt ein Altarbild die frommen Einsiedler Primus und Felician, wie sie das verwundete Wild baden, und eine andere Kapelle, westlich auf der Anhöhe zwischen Klammstein und dem Bärenkogel wird zu den drei Wallern genannt; in ihr zeigt ein Gemälde, wie die drei Pilger zu den Höhen des Wildbades emporsteigen.

3.

Die wilden Männer im Thale Gastein.

Die Sage kündet, daß vor uralten Zeiten, bevor noch das heilkräftige Wildbad den Menschen bekannt war, im Thale zu Gastein wilde Männer gehaust haben. Sie besaßen eine riesenmäßige Stärke. Eine Pflugschaar über das ganze Thal zu werfen, war ihnen ein leichter Wurf. Als einst solch ein wilder Mann seinen Stock an das Reiterbauernhaus am Badberge lehnte, bebte das Haus in seinen Grundfesten. Diese Männer wohnten am linken Achenufer in einer unzugänglichen Bergeshöhle, am Eingang der Klamm. Vor der Höhle standen Apfelbäume, mit deren Früchten sie bisweilen die vorüberziehenden Wanderer neckend warfen. Noch sieht man in der Höhle und am Berge Ueberreste ihres steinernen Hausrathes. Diese Männer waren den Thalbewohnern mehr hold als feindlich gesinnt; sie stellten ihnen oft Butter und Milch in Menge vor die Hausthüren. Dabei waren sie uralt. Einer der wilden Männer hat erzählt, daß er den Stallesenwald am Stubner neun Male mair werden, das heißt aussterben und wieder aufgrünen gesehen habe, auch sey ihm noch wohl erinnerlich, daß der Bocksteinkogel im Kötschachthale wie ein Kranawetvogel, und das mächtige Scharreck wie ein Semmelwecken gewesen sey.

4.

Der Zauberer.

Die Quelle des Wildbades entsprang in alten Zeiten noch höher im Gebirge, als da, wo sie jetzt zu Tage quillt. Darüber lebt folgende Sage.

Im Thale der Salzach liegt der Ort St. Johann; dorthin kam ein Zauberer und vernahm den Wunsch vieler Einwohner, daß doch die Heilquelle des Wildbades Gastein nicht so hoch im schaurigen und schwer zugänglichen Gebirge, sondern lieber in St. Johann entspringen möge, was für Einheimische und Fremde weit bequemer seyn werde. Der Zauberer, in Erwartung guten Lohnes, machte sich anheischig, die Heilquelle von Gastein hinwegzubringen und nach St. Johann zu versetzen. Da ihm dieß aber allein unmöglich war, so machte er einen Bund mit dem Bösen, und verabredete mit ihm einen Preis und eine gewisse Zeit, binnen welcher das Werk vollbracht seyn sollte.

Satan ging rasch an das Werk. Er grub und hob, und faßte die Quelle, und trug sie eine gute Strecke, bis an den Arlbach. Da erschienen ihm plötzlich im Glanze der Verklärung die Schutzpatrone der Quelle, die seligen Einsiedler Primus und Felician. Erschrocken ließ er die Quelle fallen und entfloh heulend wie der Sturmwind. Die verklärten Anachoreten aber segneten nun die Quelle, daß sie fort und fort da ent=

springe, wo Satan sie hatte niederfallen lassen, und daß fortan keine teuflische Gewalt sie wieder solle versetzen können. So ist Satan um seinen Preis gekommen, der Zauberer mit Schimpf verjagt worden, und bis zum heutigen Tage die Quelle an ihrem neuen Orte geblieben.

5.

Der alte Weitmoser.

Zu Gadaunern im Gasteinthale wohnte im funfzehnten Jahrhundert Erasmus Weitmoser, ein redlicher Landmann. Da aber der Ertrag der Felder nur gering war, so trieb es ihn, das Bergglück auf dem Rathhausberge im Thale Gastein zu versuchen; allein er hatte auch hier so wenig Muthung, daß er all' das Seine innerhalb dreier Jahre dabei zusetzte und in bittre Armuth sank.

Eines Tages, es war am Osterheiligabend, war er so sehr von Geld entblößt, daß er nicht einmal für sich und die Seinen ein Stück Fleisch zum Festtage verschaffen konnte. Traurig saß er vor seiner Hütte und hatte den letzten Laib Brod angeschnitten. Sein treues Weib, Elisabeth Fözlin, ging schweigend von ihm hinweg und verkaufte ihren Schleier und ihr Brautkleid, und kam wieder und brachte ihrem lieben Manne

Fleisch und Wein, auf daß er frohe Ostern feiere. Noch am selben Tage ward ihre That im Dorfe Gadaunern ruchtbar, und in derselben Woche im ganzen Thale, und kam vor den Erzbischof Leonhard*) von Salzburg, und Jedermann rühmte des Mannes Redlichkeit und seinen unermüdlichen Fleiß, und des Weibes Liebe und Treue. Da ließ der Erzbischof den Weitmoser rufen, belobte ihn und lieh ihm eine ansehnliche Summe Geldes, man sagt hundert Thaler, auf daß er das angefangene Werk damit fördere und vollende; wenn es ihm glücke, solle er dem gnädigen Herrn das Geld zurückerstatten, widrigenfalls solle es ihm geschenkt seyn. Und der Weitmoser war von da ab überaus glücklich; Gold auf Gold fand sich in den ergiebigsten Adern. Gar bald konnte er dem Fürsten das Geld zurückerstatten, und wurde der reichste Gewerke in dem ganzen Umkreise der Stadt Salzburg. Gar viele Hütten und Höfe im ganzen Gasteiner Thale waren sein, und er war wohl angesehen bei Hohen und Niedern. Sein Kaiser ertheilte ihm ein adeliges Wappen und erhob ihn zu hohen Würden. Als im Jahre 1539 Ludwig von Baiern in die Gastein kam, brachte ihm Weitmoser, als der erste Gewerkherr, einen Ochsen und ein Faß Wein zum Gastgeschenke. Einmal fiel er beim Erzherzog Ferdinand von Oesterreich in Ungnade, und als er diesen Fürsten nun um Vergebung anflehte, legte er einen silbernen Helm, mit Gold gefüllt, zu dessen Füßen.

*) Andere sagen: Matthäus Lang von Wellenburg.

Wie dieser von Gott gesegnete Mann, der den Bergbau dieser Gegend zum höchsten Flor brachte, auf dem Sterbebette lag, kamen noch freudig einige Knappen und verkündeten, daß abermals ein reicher Golderzgang entdeckt worden sey, da sprach er fromm: „Ich bin am Ziele meiner Laufbahn; mein schönster Gang ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, auf dem ich jetzt eingehen werde in das ewige Leben" — und verschied.

Seinen drei Söhnen hinterließ er weit über eine Million, seinen vier Töchtern jeder fünfundsiebenzigtausend Gulden, außerdem machte er noch viele ansehnliche Stiftungen.

6.

Die frevelnden Bergknappen.

Christoph hieß derjenige Sohn des alten reichen Weitmoser, welcher das Geschäft des Bergbaues fortsetzte und Reichthümer zu Reichthümern häufte. Er erbaute zu Hundsdorf gar ein stattliches Schloß, und zu Hofgastein den Weitmoserhof, ein burgähnliches Haus mit großem runden Thurme, welcher herrisch über die reizvolle Gegend emporragte.

Eines Tages wurde im Bergwerk ein Klumpen gediegenen Goldes gefunden, mehr als hundert Pfund

schwer. Darüber war in den Häusern und Höfen des Weitmosers große Freude; man glaubte, dieser Klumpen sey nur ein Tropfen der reichblutenden Bergader, und fortan würde das Glück kein Ende nehmen. Darum wurde gezecht und geschmaußt und herrlich und in Freuden gelebt, und die Bergleute gingen in ihrem Uebermuthe so weit, daß sie einem gemästeten Ochsen die Haut abzogen, ohne ihn zu tödten. Das gequälte Thier wälzte sich unter Todesschmerzen ächzend und röchelnd am Boden; da rief ein mitleidiger Knappe aus, daß es grausam und unrecht sey, ein armes Thier also zu martern, aber Andere, die ihre Freude hatten an der Pein des Ochsen, riefen dagegen: „Ochse hin! Ochse her! Wir schenken sein Fleisch den Bettlern. Wir sind reich genug, solche Ochsen zu bezahlen! Und so wenig dieser fortzulaufen und zu brüllen vermag, so wenig wird das Gold im Rathhausberge und in den andern Schachten abnehmen!"

Diese frevelnde Rede war kaum gesprochen, so sprang der lebendig geschundene Ochse auf, brüllte dreimal fürchterlich laut, daß es von den Gebirgswänden wiederhallte, und rannte dem Kötschschachthale zu, wo er sich von einer Klippe herabstürzte. Schrecken erfaßte die Bergknappen, sie wurden allzumal still, spielten diesen Tag nicht, wie sie sonst zu thun pflegten, mit silbernen Kugeln, warfen nicht nach dem Plattenziele mit silbernen Hufeisen; sie hatten des Zeichens Acht, das der Himmel so warnend gegeben hatte. Als sie am andern Tage wieder niederfuhren in Schachte und Stollen, war die reiche Ader, die sich aufgethan, ver-

schwunden und nicht wieder zu finden — und der Bergsegen nahm ab von Tage zu Tage.

7.

Der Bettlerin Fluch.

Die Ehefrau des Herrn Christoph Weitmoser war ein schönes, aber hoffärtiges und stolzes Weib. Sie behing sich gern über und über mit Schmuck und Kleinoden, und war hart und karg gegen die Armen.

Einst ritt sie im vollen Glast und Pracht ihres Reichthums und ihrer Hoffarth durch die Klamm, eine nach Gastein hinauf führende Bergschlucht, und war einer Fürstin gleich anzuschauen. Da saß hart am Wege ein gar armes Weib und flehte dringend um ein Almosen. Die reiche Weitmoserin blickte verächtlich von ihrem Rosse auf die Arme herab und rief: „Hinweg, freches Bettlervolk!"

„Ach," seufzte die Bettlerin: „Keiner, der heute wie Du einherstolzirt, weiß, ob er nicht morgen betteln muß! Heute mir, morgen Dir!"

„Hahaha!" lachte die stolze Frau, indem sie ihren kostbarsten Ring vom Finger zog: „eine Weitmoserin, und betteln! So wenig dieser Ring wieder zum Vorschein kommt, so wenig, Du Elende, erfüllt sich jemals Dein Fluch!" Und mit diesen Worten schleuderte sie

den Ring in die unter dem Wege durch die Klamm rasch abstürzende dunkelgrüne Ache.

Es dauerte gar nicht lange, da ward vom Thalfischer eine mächtig große Forelle in den Weitmoserhof getragen, die in der Ache gefangen worden, die wurde aufgetischt bei einem Festmahle, das Herr Christoph Weitmoser gab. Und wie man den Fisch zerschnitt, lag in seinem Bauche der kostbare Ring der Herrin.

Von da an nahmen Glück und Segen des reichen Geschlechtes ein Ende. Die Stollen und Schachte stürzten ein, wurden auflässig, oder wurden ersäuft von wilden Wassern; die Adern verloren sich, das reiche Geschlecht verarmte und starb endlich aus. Nur in zahllosen Sagen und einigen milden Stiftungen lebt noch das Andenken der Weitmoser fort. Selbst ihre Schlösser verfielen. Der Weitmoserhof in Gastein mit seinem Schneckenthurm steht öde, nur einige Säulen erblickt man noch und den alten Thurm. Der unterirdische Gang, welcher von da hinaufführte nach dem Schlosse zu Hundsdorf, ist verschüttet; das Schloß selbst ziert nur als malerische Trümmer die Gegend. Sic transiebat gloria.

8.

Der Schacht der Frau Maierin.

Es geht in der Gastein vielfach die Sage, daß aus den alten Bergbauzeiten her gar mancher reiche Schatz vergraben und versetzt (verzaubert) sey, der noch gefunden und gehoben werden könne, wenn nur der rechte Finder käme. Einen dieser Schätze soll Christoph Weitmoser zu Winkel, Römisch Königlicher Majestät Rath und Gewerke in der Gastein, Rauris, Schladming, Bleibach bei Villach in Kärthen, welcher 1558 noch im großen Reichthum starb, selbst vergraben haben. Einen andern überreichen Schatz, bestehend in einem gold- und silberreichen Stollen, besaß Hans Maier, dessen Frau, Margaretha, die Tochter eines wohlhabenden Gewerken, Hans Zott, war. Im Jahr 1637 wurde Frau Maierin gezwungen, wegen Unterschied ihres Glaubensbekenntnisses, ihren Mann zu verlassen und auszuwandern. Da sie sehr an ihrem Manne hing, so ging sie heimlich über das Gebirge zurück, um ihn noch einmal zu sehen; allein sie ward verrathen, ergriffen, in langer harter Haft gehalten und dann auf immer verbannt. Da versetzte sie den Schatz, der auf der Erzwiese stand, mit Quadersteinen, und machte, daß er nimmermehr gefunden werden konnte. Durch Jahrhunderte ist von Bergleuten und

Beamten der Schatz der Frau Maierin gesucht, aber bis dato noch nicht aufgefunden worden.

9.

Peter Pezoli.

Vom Bau am Rauschenberge im Salzburger Gebirgslande erzählt man folgende Sage: Es lebte zu Schwatz in Tyrol ein Handelsmann, Namens Peter Pezoli; dieser pachtete im Jahre 1674 das Rauschenberger Gewerk auf zehn Jahre. Er scheute und schonte weder Mühe noch Kosten, allein das Glück schien ihm feind, er fand keine ergiebigen Erzgänge mehr und mußte einen Knappen nach dem andern entlassen. Zuletzt hatte er nur noch einen einzigen, einen alten Bergmann. Dieser hatte zur Sprengung eines Felsstücks ein Loch gebohrt und mit Pulver gefüllt, als der Bergherr mit trauriger Miene zu ihm trat und ihm ankündigte, daß er nun auch ihm fürder kein Brod mehr geben könne. „Nun," sprach der alte Bergmann bekümmert, „so laßt mich wenigstens noch mein gebohrtes Loch losschießen."

Der Schuß erfolgte, und — o Wunder — da war ein überaus reicher Erzgang eröffnet, der nicht nur alle aufgewendeten Kosten vergütete, sondern auch

für alle Mühe, Sorge und Kümmerniß den austräglichsten Lohn gewährte.

10.

Irmentritt und die elf Hunde.

Eine Viertelstunde von Saalfelden im Pongau erhebt sich auf mäßiger Höhe Schloß Dorfheim, mit Ringmauern und Eckthürmen wohl versehen. Vordem hieß es: der Thurm zu Dorf und gehörte den Rittern von Hund, von deren Entstehen die Sage also Nachricht gibt.

Es wohnte vor uralten Zeiten hier ein mächtiger Gauherr, Isenbart geheißen, der hatte ein schönes, doch stolzes Weib, Frau Irmentritt. Einst zog er auf einen Strauß von dannen, und ließ Irmentritt, welche sich gesegneten Leibes befand, in seiner festen Burg zurück. Die Herrin erging sich lustwandelnd vor ihrem Schlosse, da trat eine Bettlerin, welche Zwillinge geboren hatte, mit diesen kleinen Kinderlein vor sie hin und bat flehentlich um ein Almosen. Frau Irmentritt aber weigerte nicht nur die Gabe, sondern schalt auch heftig das arme Weib, indem sie sagte: „Nimmer ist es möglich, daß Du von einem Manne diese Kinder empfangen! Du bist eine treulose Ehebrecherin! Hebe Dich von dannen!"

Da wurde das schwer beleidigte Bettelweib zornig und rief: „Strafe Dich Gott, daß Du statt zweier zwölf Kinder zugleich genesest, auf daß Du einsehest, wie ohne Sünde ein Weib von einem Manne durch Gottes Verhängniß mehrerer Kinder Mutter werden kann!"

Schleunig entfernte sich die Bettlerin, und bald darauf fühlte Frau Irmentritt ihre Stunde herannahen und gebar zu ihrem unaussprechlichen Schreck und Jammer zwölf Kinder auf einmal. Da sie sich auf ähnliche strenge Weise, wie gegen die Bettlerin, früher auch gegen ihren Gemahl geäußert, so fürchtete sie dessen ganzen Zorn, und gebot in ihrer Angst der Magd, elfe der Kinder in einen Korb zu legen und zu ertränken. Sollte etwa der Ritter ihr auf dem Gange zum Wasser begegnen, so solle sie ihm sagen, sie trüge kleine, eben erst geworfene Hündlein zum Fluß.

Wirklich begegnete der Graf der Magd, fragte sie, und sah sie erröthen und zagen, als sie ihm die befohlene Antwort stammelte; daher riß er den Deckel des Korbes auf und erblickte mit Schaudern elf kleine nackte Knäblein. Die Magd fiel ihm zu Füßen und erzählte den Hergang. Er legte ihr Schweigen auf und brachte die Kinder in das entlegene Haus eines seiner Unterthanen, dessen Frau er sie zum Aufziehen übergab; daheim ließ sich der Ritter nichts merken.

Es vergingen Jahre, und der zurückbehaltene Knabe wuchs und blühte kräftig auf, nicht minder auch seine Brüder. Wie nun diese Knaben zwölf Jahre alt waren, veranstaltete der Gauherr ein Gastmahl, zu dem

er viele seiner Freunde und Vasallen einlud, und auch heimlich die elf Knaben beschied, welche er ganz gleich mit dem zwölften kleiden ließ. Beim Mahle, an welchem Irmentritt Theil nahm als Herrin der Burg, warf Isenbart gesprächsweise die Frage auf: „Welche Strafe gebührt einer Mutter, die eines oder mehrere ihrer Kinder ermordet?"

Darauf sprach Irmentritt, zwar innerlich erbebend, aber doch in stolzer Sicherheit: „Die fürchterlichste Strafe, man muß die Kindesmörderin lebendig verbrennen!"

Ein Wink des Grafen, und ein anstoßendes Zimmer öffnet sich, und herein treten elf Knaben, alle dem zwölften, der mit am Tische sitzt, ganz ähnlich. Schreck fällt, wie der Donner Gottes, auf Irmentritt, und entseelt stürzt sie vom Sessel.

Die so wunderbar geborenen und vom Tode geretteten Knaben nannte man hinfort die Hunde, und später die Herren von Hund. Sie blühten fort in zahlreich verzweigten Geschlechtern. Ein Saal im Schlosse Dorfheim zeigt noch in einem Gemälde die Sage ihrer Abkunft. Ein anderes Bild stellt dar einen tapfern Ritter, Hans Hund, wie er im Jahre 1392 mit Jacob Kainspieß zu Hall im Innthale kämpfte und den Besiegten in Fesseln legte.

11.

Der Kaputzer.

Im Gebirge der Gastein und um Rauris spukt ein Bergkobold, unter dem Namen der Kaputzer von den Bergknappen gekannt und gefürchtet, Andere nennen ihn den kleinen Buz. Ueberhaupt glaubt die Knappschaft an das Vorhandenseyn von mancherlei Berg- und Alpengeistern, an das Schranel, das Donanadel, an den bösen Erdgeist Gangerl, an den Dusel, der nächtlicher Weile die Häuser beschleicht und die kleinen Kinder stiehlt, an den Buz, der die Wanderer auf Abwege führt, und an die fürchterliche Wildfrau Perchtl. Nicht minder glauben die Bewohner an die sogenannte Wehklage, die mit dem Todtenvogel vergesellschaftet, nächtlich die Orte mit Gewimmer durchirrt. Die den Kaputzer nicht gesehen, glauben doch ihn gehört zu haben; sein Ton ist's, wenn die Gletscher krachen und die Steine mit Geräusch ausprellen, dann thun sich reiche Erzgänge in der Nähe auf. Immer wird es für ein Glück gehalten, das Huschen des Geistes zu hören, nur darf kein Knappe fluchen oder lästern, sonst rächt es der Geist sehr fühlbar. Außerdem ist der Kaputzer gutmüthig und frommen und gottesfürchtigen Knappen gar günstig, bisweilen neckt er sie auch, doch ohne Schaden.

Einst ging ein Knappe über den Hügel nahe am Goldberg hin, der hatte einen Laib Brod an eine Schnur gehängt, und trug ihn über der Schulter, da kam der Kaputzer wie ein Windstoß und entführte ihm das Brod. Ein andermal ging derselbe Knappe wieder dort fürbaß und trug zwei Brodlaibe, und wieder entriß ihm der neckische Berggeist einen Laib und kollerte ihn bergabwärts. Da warf der Knappe den andern Laib hinterdrein und rief: „Hast Du den Einen, nimm auch den Andern!" Seitdem heißt jener Hügel der Brodschnagel. Der Knappe aber ward bald darauf ein glücklicher Fündner und gelangte zu großem Reichthum. Der Kaputzer blieb ihm hold.

Vermischte Sagen.

1.

Der Herrmannstein bei Wien.

Nahe dem Kahlenberge erhebt sich ein spitzer Berg, auf welchem vor Zeiten ein Kloster stand, davon noch Trümmer erblickt werden. Ein Ritter, Namens Herrmann, erbaute das Kloster, und nach ihm heißt der Berg der Herrmannstein. Rings in der Umgegend sind die alternden Trümmer jenes Klosterbaues verrufen und Niemand naht ihnen ohne Schauer und heimliches Grauen.

Einst kam zu einer jungen und schönen Nonne des Klosters, als sie hinter dem Gitterfenster ihrer Zelle stand, ein schmucker Jägersmann in grünem Kleide und stolzen Federhut. Er winkte ihr und rief ihr, und die Leichtsinnige nickte ihm zu und fand Mittel, durch ein Pförtlein herauszuschlüpfen und mit dem Jägersmann zu kosen und Kurzweil zu treiben. Oefters wiederholte der Jäger seinen verstohlenen Besuch, und immer vertraulicher gab das Nönnlein sich ihm hin, so daß sie

manchesmal kaum die Zeit erharren konnte, bis ihr süßer Buhle kam.

Eines Tages ließ er länger als gewöhnlich auf sich warten. Endlich kam er und sprach viel davon, daß er im nahen Buchenwalde einen großen Schatz entdeckt habe, den sollte ihm die Nonne heben helfen, und dann wollten Beide mit einander weit von dannen fliehen. Die bethörte Nonne folgte dem geliebten Manne; so wie aber Beide außer dem Bereich des geweihten Klostergebietes und in dem finstern Walde waren, offenbarte sich der Frevlerin ein unerhörtes Schrecknis, denn mit einem Male wuchs ihr Jäger zu gräulicher Riesengröße empor, seine Hände wurden zu Klauen, seine Füße zu Hufen, seine Hutfedern zu Hörnern, sein Mantel erschien in Fledermausflügel verwandelt. Mit einem Schreckensschrei sank die Nonne in Ohnmacht, als sie die wahre Gestalt ihres Buhlen erkannte, der sie ergriff und zerriß. Seitdem ist's nicht geheuer im Walde um den Herrmannstein. Die Nonne irrt in ihm als Gespenst umher, und in stillen Nächten ertönt ihr wimmerndes Klagegeschrei.

Am Fuße des Herrmannsberges quillt auf grüner Wiese das Jungfernbrünnel, dort wird bisweilen die wandelnde Nonne erblickt. Sie zeichnet des Waldes Steine mit Kreuzen, und hofft auf ihre Erlösung.

2.

Schreckenwalds Rosengarten bei Mölk.

Auf dem hohen Agstein, unterhalb des Klosters Mölk, hauste ein furchtbarer Räuber, welcher die ganze Gegend unsicher machte, deß Name war Schreckenwald. Hoch auf der steilen Felsenspitze des Agsteins war ein fast unzugänglicher, enger und schmaler Raum im Geklüft, kaum drei Schritte lang und breit, der hatte nur einen Ausgang in einen furchtbaren Abgrund. Wenn nun Räuber Schreckenwald einen Wanderer aufgelauert und ihn gefangen und beraubt hatte, schleppte er ihn hinauf in dieses enge Felsenbehältniß, das er mit verruchtem Scherz seinen Rosengarten hieß, und ließ da dem Unglücklichen die Wahl, ob er verschmachten oder in den tiefen, entsetzlichen Abgrund sich stürzen wollte. Diese Unthaten trieb Schreckenwald lange Zeit, bis es sich zutrug, daß er einst einen Jüngling fing, welcher ein kühner und gewandter Springer und Kletterer war; auch dieser ward von dem starken Räuber in seinen entsetzlichen Rosengarten gestoßen und die furchtbare Wahl ihm freigestellt. Mit kundigem Auge maß er des Sprunges Tiefe, sah

Bäume unter sich aufragen, befahl Gott seine Seele, und sprang in den Schauerschlund, doch wußte er des Sprunges Richtung so zu nehmen, daß er auf einen Baumwipfel fiel, den er alsbald mit starker Hand erfaßte; leicht glitt er dann in die Tiefe, wo die Gebeine der vor ihm Herabgestürzten und Zerschmetterten moderten, und fand glücklich einen retten= Ausweg. Jetzt that er die Lage des furchtbaren Raubnestes kund, sammelte eine tapfere Schaar, lauerte Schreckenwald auf, und fing ihn, der seine wohlverdiente Strafe empfing. Darnach entstand das Sprüchwort im Volke, wenn von einem Menschen die Rede, der aus höchster Noth nur mit Leibes= und Lebensgefahr sich retten kann: „Er sitzt in Schreckenwalds Rosengärtlein.“

3.

Die Sage von Grätz.

Ein Gedicht von C. G. Ritter von Leitner.

(Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge. Erster Jahrgang. I. Heft. Grätz 1834.

Vor manchen hundert Jahren
Erhob vom Isarstrand
Ein Völklein sich, zu fahren
Weit über Berg und Land.

Weiß nicht, warum's den Leuten
Daheim nicht mehr gefiel;
Wer kann auch Alles deuten!
Des Volks war wohl zu viel.

Sie kamen hergeschritten
Weit über'n grünen Inn,
Bis zu den Urgraniten
Der hohen Tauern hin.

Da brach ein Flüßchen kräftig
Vom Alpenwinkel aus,
Und stieß sich gar geschäftig
Vor Hast die Wellen kraus.

„Hei, Flüßchen! klar und heiter,
Thu' immer barsch und murr'!
Uns scheuchst du doch nicht weiter,
Wir folgen deiner Spur."

Das Flüßchen konnt's nicht ändern,
Ließ mit an seinem Rand
Die irren Wand'rer schlendern,
Gleichwie am Gängelband.

Es führte sie zum Possen
Durch Klüft' und wild Gestein;
Sie folgten unverdrossen,
War doch die Luft so rein.

Wohl ließ es sich auch schauen
Manch lieblich-grünes Thal,
Doch wollten sie nicht trauen
Den Alpen weiß und kahl.

„Nun wend' ich mich nach Süden,"
Denkt sich der Fluß zuletzt,
„Und den geprüften Müden
Vergönn' ich Ruhe jetzt."

Und bricht mit freud'gem Brausen
Durch's letzte Felsenthor,
Und aus den Bergesklausen
Tritt mit die Schaar hervor.

Da liegt voll Anmuth, sonnig
Und weit mit einem Mal
Vor Aller Augen wonnig
Ein blau-verduftend Thal.

Und lauer haucht's und linder
Als je daraus sie an,
Daß Männer, Weiber, Kinder
Laut jauchzen himmelan.

„Traun!" rufen die Entzückten,
„Darob ist Gottes Hand!
He, Leute! Ihr Beglückten,
Wie heißt dieß schöne Land?"

„Man nennt's das werthe Steier,"
Versetzt ein Mann am Rain,
„Juchhei! so soll der Baier
Hinfür ein Steirer seyn!"

Und kaum noch Eine Stunde
Zieh'n abwärts sie am Strand,
Bis, wo im Waldesgrunde
Einsam ein Felsberg stand.

Hier schlugen sie Gezelte
Im dunkeln Uferwald,
Doch Axt und Haue hellte
Die schöne Wildniß bald.

Dann schleppten sie noch Steine
Und Kalk herbei und Sand,
Zum Schutze der Gemeine
Zu bauen Dach und Wand.

Als nun die Eingebornen
Der Fremden Treiben sah'n,
Sah man durch Strauch nnd Dornen
Sie heimlich spähend nah'n.

Und Einer mit Geberden
Des Staunens tritt hervor
Und fragt: „Was soll das werden
Hier zwischen Wald und Moor?"

„Ei, eine Stadt!“ — erwiedert
Der Nächste wohlgemuth,
Arbeitet fort und liedert,
Wie wohl ein Werkmann thut.

Da lacht der And're helle:
„Nicht übel, in der That!
Doch solch' ein Haus, Geselle,
Ist lang noch keine Stadt.“

Der Fremdling, unbekümmert
Um Lachen und Geschwätz,
Singt lustig fort und zimmert
Und meint nur: „G'räth's, so g'räh's.“

Und seht! — es ist gerathen!
Bald stand am Saum der Mur
Die junge Stadt auf Matten
Der segenreichsten Flur.

Sie steht noch diese Stunde,
Vom Alter nur verschönt,
Und froh aus manchem Munde
Das Wörtchen „Grätz“ ertönt.

4.

Schloß Greifenstein.

Schloß Greifenstein, zwei Meilen von Wien und ohnweit dem Donaustrome gelegen, wurde im elften Jahrhundert von einem Ritter bewohnt, dessen größte Lust Fehde oder Jagd war. Seine Nachbarn hatten vor ihm wenig Ruhe, er aber hielt sich in seiner schier unüberwindlichen Veste gar wohl geborgen. Er hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, doch liebte sie den Schmuck, und war stolz auf eine Zier, welche die Natur ihr verliehen, herrliches, langes Haar, das sie gern in künstliche Zöpfe flocht.

Einst kehrte von einem Heereszuge im Geleit des Herzogs Albert III. dieser Ritter in seine Burg zurück, da kam ihm sein Gemahl, köstlich geschmückt und ihre Zöpfe in der zierlichsten Weise geflochten, entgegen. Es war aber in des Ritters Gemüth ein schlimmer Verdacht und Groll gegen seine Hausfrau erwacht, der genährt wurde durch einen bösen Diener. Er hielt sie für untreu, und wähnte, daß sie nicht für ihn sich so köstlich geschmückt habe, sondern für den jungen Burgkaplan, der allein während des Ritters Abwesenheit Zutritt zur Burgfrau gehabt. So begann er ein

strenges Gericht, ließ den Burgkaplan in Fesseln legen, warf ihm seine Schuld vor und forderte das Geständniß derselben. Vergebens betheuerten die hart bedrohte Gattin und der junge Geistliche ihre Unschuld, er ließ den Kaplan ins Verließ werfen, schnitt seiner Gemahlin die schönen langen Zöpfe ab, und schwur, der Pfaffe solle nicht eher frei werden, bis das Steingeländer der Stiege von den Händen der Auf= und Abgehenden so weit ausgehöhlt sey, daß man in die Höhlung die Zöpfe der falschen Frau legen könne.

Die arme, unschuldig gemißhandelte Burgfrau weinte und betete, und es schien, als rühre eine unsichtbare Macht das Herz des Ritters. Er verließ sein Thurmgemach, wollte Befehl geben, den Gefangenen ihm noch einmal vorzuführen, glitt auf der glatten Stiege aus, stürzte die Treppe herab und brach das Genick.

Von da an wandelte des Ritters unseliger Geist allnächtlich seufzend um die Stiege, ließ sich auch wohl am Tage blicken und rief den Auf= und Abgehenden zu: „Greif'n Stein! Greif'n Stein!" damit das Steingeländer sich früher aushöhle, denn statt des erledigten Kaplans war nun des Ritters Geist verurtheilt, so lange unstät zu wandeln, bis die Griffe der Leute den Stein gehöhlt, so tief, daß man zwei Frauenzöpfe neben einander hineinlegen könne. Davon hat hernach das Schloß den Namen Greifenstein erhalten.

Man liest auch, daß Herzog Alberts Gemahlin, innigen Antheil nehmend am Geschick der schuldlosen Rittersfrau, sich die eigenen Haare abschneiden ließ, die der Herzog, ihr Gemahl, seinen eigenen Haaren bei=

flocht, welcher auch zu ihrer und aller tugendhaften Frauen Ehre eine Zopfgesellschaft stiftete.

5.

Der Stock im Schlosse zu Greifenstein.

(Variante der vorigen Sage.)

Ein Burgherr des Schlosses Greifenstein hatte eine gar liebliche Tochter, zart von Gestalt und wunderschön, welche nach ihrer Mutter Tode ihre Tage einsam auf der Burg dahinlebte, denn ihr Vater schwärmte umher auf Abenteuer, Fehden und wilden Jagdritten. Der Burgkaplan war ihr einziger Gesellschafter, zugleich ihr treuer Lehrer, der ihrer Mutter am Sterbebette versprochen, sorgsam über das Ritterkind zu wachen.

Es kam jedoch die Zeit, wo die Minne sich in des Fräuleins Herz stahl, das für einen biedern aber armen Jüngling schlug. Der Burgkaplan warnte zwar die Jungfrau väterlich, doch hinderte er nicht genug den Liebesaustausch der jungen und feurigen Herzen, und diese vergaßen sich in einer unbewachten Stunde so, daß die Folgen ihres Vergehens bald genug sichtbar wurden. Um diese Zeit sandte der Burgherr einen Knappen mit der Nachricht: er kehre baldigst heim und bringe auch einen Bräutigam für das Fräulein mit.

Diese Nachricht fuhr wie ein Donnerwort in das liebende und bekümmerte Mädchenherz; das Fräulein vertraute sich jammernd dem Burggeistlichen, der, von Mitleid bewegt, sie durch einen unterirdischen Gang in eine Einöde führte und sie auf eine Zeitlang mit Lebensmitteln versah; dorthin eilte ihr Geliebter und lebte mit ihr.

Der wilde Ritter kam gleich darauf an. Er fragte nach der Tochter; sie war fort. Niemand wußte um ihr Verschwinden, Niemand war bei ihr gewesen, als der Kaplan. Der Ritter forschte drohend; der Kaplan kündete des Fräuleins Flucht mit ihrem Geliebten. Er sollte den Aufenthaltsort der Flüchtigen angeben, dieß that er nicht, und so ward er in den tiefsten Gefängnißthurm geworfen, und der Ritter that einen gräßlichen Schwur: Nie wolle er seiner ehr- und tugendvergessenen Tochter verzeihen, nie den Pfaffen frei lassen, und wenn er eins von Beiden thue, so solle ihn ein jäher Tod ereilen, und sein Geist nimmer Ruhe finden.

Es vergingen nun Jahre. Der arme Burgkaplan seufzte im finstern Kerker, und die Liebenden lebten dürftig in dunkler Felsenhöhle, von Wild und Waldfrüchten, und vom Wasser einer klaren Quelle.

Da begab es sich, daß der harte Ritter einst in dieser Einöde jagte und eine erbarmenswerthe Gestalt erblickte, in Thierfelle gekleidet, die ihm winkte, ihr zu folgen. Er schritt dem wilden Manne nach, kam in die schaurige Höhle und erblickte auf Thierfelle gelagert, einen Säugling an der Brust, von Lumpen

bedeckt, sein Kind, seine Tochter, wie sie am Gebein einer erlegten Wölfin nagte. Da siegte in dem Ritter das menschliche Gefühl; er weinte und verzieh, und hieß die Wiedergefundenen ihm folgen, uneingedenk seines Schwurs.

Der Gefangene hatte in seinem Kerker eine Schlange gezähmt, die sich ganz jung zu ihm gesellte. Das zarte Thier nährte sich von den Ueberbleibseln der geringen Kost, die jenem gereicht wurde. Endlich aber wuchs sie größer und immer größer, und begehrte mehr; da erschlug sie der Kaplan mit einem Stock, als sie schlief, obwohl die Schlange ihm leid that, und hing dann den Stock in einen Ring, der sich in der Kerkerwand eingemauert fand.

Als der alternde Ritter der Tochter verziehen hatte, gedachte er auch des gefangenen Greises. Er wollte diesem selbst die Freiheit wiedergeben, da erreichte ihn das durch seinen unbedachten Fluch beschworene Verhängniß. Er strauchelte auf der Treppe, stürzte herab und brach das Genick. Krampfhaft umklammerte noch, als man ihn fand, im Tode seine Hand den Schlußstein des Treppengeländers.

Sein irrer Geist soll nicht Ruhe finden, bis der Stock des Burgkaplans dem Ringe entfallen, und der Stein des Treppengeländers von der Zeit morsch und mürbe geworden. Der Stab war noch zu sehen im Schlosse Greifenstein, als man 1809 schrieb; jetzt ist er verschwunden, aber der Treppenstein ist noch fest und hart.

6.

Die Wiege aus dem Bäumchen, bei Baaden.

Ueber dem reizenden Baaden ohnweit Wien erheben sich im St. Helenenthale auf bewaldeten Felsenbergen die romantischen Trümmer dreier Schlösser: Scharfeneck, Rauenstein und Rauheneck.

In den Trümmern der letztgenannten Burg liegt ein großer Schatz vergraben, den zu heben jedoch noch Niemand vermochte. Der Ritter, welcher den Schatz in die Tiefe senkte, knüpfte an ihn eine Verwünschung, indem er auf der Zinne des hohen Wartthurmes einen Kirschkern in ein wenig Erde senkte.

„Dem Priester,“ so sprach er, „soll einst dieser Schatz werden, der in einer Wiege geschaukelt wird, welche aus dem Kirschbaume gefertigt worden, der aus diesem Kern erwächst. Verdorret das Bäumlein, oder bricht es ein Sturm oder eine Menschenhand, so soll der Schatz nicht eher gehoben werden können, bis ein Vogel auf's Neue einen Kern auf den Thurm getragen, aus diesem ein Baum geworden, und die übrige Bedingung erfüllt wird.“

Auf der Mauer des Thurmes der Ruine Rauheneck sprießt das schwache Reis eines Kirschbaums, und es

wird noch lange dauern, ehe des alten Ritters Verheißung sich erfüllt. An der Stelle aber, wo der Schatz vergraben liegt, sieht man Mitternachts hüpfende Flämmchen, und der Geist des Ritters umschleicht die Trümmer ächzend und klagend, denn er selbst ist nun gebannt an die Erfüllung.

7.

Die Jungfrau auf Pärenstein.

Auf Pärenstein oder Bärenstein, einer Burg in Mähren, wandelt seit undenklichen Zeiten der Geist einer Jungfrau. Sie trägt ein weißes Gewand und ein Gebund Schlüssel. So geht sie von Gemach zu Gemach, durch Hof und Hallen, auch bisweilen außerhalb erblickt man sie. Ihr langes Haar sieht man über ihr Gesicht hängen, und sie streicht es mit silbernem Kamm. Niemandem thut sie ein Leides, vielmehr neigt sie freundlich grüßend das Haupt, spricht aber dabei kein Wort.

Als die Burg noch bewohnt war, hatte ein Lanzknecht vom Hausgesinde von dieser Erscheinung des wandelnden Schloßfräuleins vernommen, welche die Genossen des Hauses fürchteten und scheu verehrten. Der rohe Mensch aber vermaß sich mit einem Schwur,

wenn er nur einmal die Jungfer sähe, so wolle er ihr gewiß einen Kuß auf den Mund drücken.

Ein alter Knappe strafte ihn mit ernsten Worten ob solcher Vermessenheit, aber er verlachte die Warnung, und wiederholte den Schwur.

Bald darauf ließ sich die Erscheinung sehen. Alle zagten, der kecke Knecht aber stürzte auf sie zu, umfing sie und küßte sie.

Staunend sahen es die Kameraden. Die Jungfrau wehrte ihn nicht ab, sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihn an ihre Brust, so fest, o so fest, und zerfloß in Duft, und der Knecht stürzte todt zu Boden.

Die Erscheinung hatte ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt.

8.

Der Seehirte von Endersdorf.

In Mähren, nicht weit von Zuckmantel, liegt Endersdorf, und nahe dabei ein unheimlicher, düsterer See, in einer Thaltiefe, rings von melancholischen Birken und Tannen umschattet. Von dieses See's Entstehung kündet eine alte Sage Folgendes.

Es lebte zu Endersdorf ein Hirte, welchem das Glück so wohl wollte, daß ein reicher Mann aus ihm

wurde. Aber mit dem Reichthum kam ihm auch der Hochmuth und der Geiz in das Herz. Selten oder nie reichte er Armen eine Gabe, und wenn er es that, so geschah es nicht ohne Scheltworte oder grausamen Hohn; gewöhnlich ließ er die Bettler durch seine Knechte peitschen und hetzte sie mit Hunden vom Gehöft. Darob ward ringsum in der ganzen Gegend sein Haus verrufen, und ohne die dringendste Noth nahte kein Armer der ungastlichen Schwelle.

Eines Abends kam ein alter und schwacher Klosterbruder, der sich verspätet hatte, aus weiter Ferne; wußte nichts vom Geiz und der Grausamkeit des reichen Mannes, trat ein und bat um Brod und Nachtlager. Wider Gewohnheit wurde dem Greis die Bitte gewährt; man reichte ihm aber hartes Brod und führte ihn einem harten Lager zu. Der müde Pilgersmann nahm fürlieb und entschlummerte bald.

Gleich darauf stürmte mit dem Troß seiner gleichgesinnten Knechte der Hausherr in des Armen Kämmerlein; von Allen wurde er verhöhnt und verspottet und zuletzt mit Hunden aus Haus und Hof gehetzt.

Heulend entfloh der Greis, an dem man so unmenschliche Grausamkeit übte, und fluchte dem Hausherrn und dem Hause. Seinen Fluch überbrüllte das schallende Gelächter der Ruchlosen, dennoch hörte diesen Fluch der zürnende Gott.

Ein furchtbares Ungewitter wälzte sich herab vom Kamm der Sudeten und vernichtete des reichen Mannes ganze Ernte. Das Feuer des Himmels fiel nieder auf Haus und Scheuern und verzehrte sie, mit Vieh

und Vorräthen. Ehe die Mitternacht da war, war der reiche Endersdorfer ein Bettler.

Er wollte nun, da Gott ihn verließ, dem Himmel trotzen, und rief den Fürsten der Finsterniß. Dieser gehorchte dem Rufe, aber nicht, um zu helfen. Die Erde bebte, der Boden wich, die ganze reiche Besitzung des Frevlers sank in die Tiefe, und an die Stelle, wo sie gestanden, trat ein schwarzer See. In dessen Fluth schleuderte der Teufel des Endersdorfers zerstückten Leichnam und führte die Seele an den Ort der ewigen Pein.

An dem einsamen und gemiedenen See sieht man zu Zeiten den Schatten dieses Mannes in Hirtenkleidung, eine Peitsche in der Hand, von einem schwarzen Hunde begleitet, unstät auf und ab irren, oder er läuft in schwarzer Hundsgestalt umher und schreckt mit stöhnendem Geheul die Wanderer.

Das Volk nennt den irren Geist nur den reichen Mann oder den Seehirten von Endersdorf.

9.

Von der Burg Falkenstein und dem Prämonstratenser-Stift Schlägel.

In Oberösterreich, am linken Donauufer, drei Meilen von Linz, liegt die malerische Burgtrümmer Falkenstein über dem perlenreichen Flüßchen Paima. Von dieses, einst sehr festen Schlosses Erbauung kündet die Sage: Einer der vielen Oberherren des Gaues, den man heutiges Tages das Mühlviertel nennt, war ein Graf von Peilstein. Diesem entfloh, als er einst im Walde jagte, ein trefflich abgerichteter Falke; man spähte dem Flüchtling sorgsam nach und fand ihn endlich hoch auf dem dreifach getheilten Felsen sitzen. Dem Grafen gefiel der Ort so wohl, daß er ein Schloß auf die Höhe baute und es Falkenstein nannte; da wohnte er lange darin und nahm endlich auch des neuen Schlosses Namen an, wobei er in sein Wappen den zum Flug geschickten Falken, über drei Felszacken sitzend, aufnahm.

Einer der Nachkommen dieses Grafen war Caliogus, von Falkenstein genannt, ein eifriger Jäger, der sich einst auf einer Jagd im tiefen Walde verirrte, nachdem er kurz zuvor einen jungen Ritter gefangen genommen, mit dessen Vater er in Fehde lebte. Im

Walde begegnete ihm die Geliebte seines Gefangenen, und bat um dessen Losgabe, allein ungehört und vergebens. Die Nacht überfiel ihn und er fand keinen Ausweg, sondern mußte den Entschluß fassen, im Walde zu übernachten. Dieß that er auf einem freien Platze an der Miehl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten; er legte sich nieder auf die Erde und stützte sein Haupt auf einen Holzschlägel. Da kam ein Traum über ihn. Er sah die Himmelskönigin mit dem Jesusknaben, die ihm erschien und mit milden Worten ihn anmahnte, an dieser Stelle, wo er ruhe, eine Kirche zu erbauen, dann werde er sich sicher heim finden.

Caliogus, als er erwacht war, erinnerte sich des Traums, schritt zum Kirchenbau und wurde so der Gründer einer prächtigen Abtei, die er nach seinem harten Kopfkissen „Unsrer lieben Frauen Schlägel" nannte und mit grauen Brüdern aus dem Kloster Langheim besetzte, später aber mit Prämonstratensern. Schlägel wurde eine der reichsten Abteien Oesterreichs, und seine Besitzungen erstreckten sich fast in alle österreichischen Ländergebiete. Im Kloster findet man die Geschichte der Stiftung abgebildet.

Von der Gründung des Klosters Schlägel durch diesen Ritter Caliogus singt und sagt auch ein altes Lied:

Caliogus Herr von Falkenstein
Reit in seinen Wald allein.
Begegnet ihm eine junge Maydt,
Gar kühnlich sie zu ihm saydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenstein,
Und dieses Orts ein Herre!
So gebt mir euern Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da sprach Caliogus von Falkenstein,
Das kann ich fürwahr nicht thein.
Zu Falkenstein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.

Caliogus verrückt sich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt so bald,
Die Nacht auf einem Schlägel ruht,
Es traumet ihm alles Guet.

Er soll zu Ehren unsrer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an diesem Orte bauen,
So wird er kommen aus diesem Wald,
Und alles beschehen so bald.

Da baut er das Kloster bei dem Schlägel,
Mit eigner Hand seiner Nägel
Den ersten Stein selbst zugetragen,
Alldort liegt er begraben.

10.

Der Teufelsthurm am Donaustrudel bei Crain.

Als Kaiser Heinrich, dieses Namens der Dritte, mit dem Zunamen der Schwarze, im Jahre 1045 von Regensburg mit vieler Mannschaft gegen die Ungarn zu Felde zog, welche ihren König Peter vertrieben und statt seiner den Aba gewählt hatten, fuhr er hinab durch den gefahrvollen Donaustrudel und den Wirbel bei Stockerau. Auf einem andern [illegible]ffe war des Kaisers Vetter, Bischof Bruno von Würzburg. Als dieser auch durch den Strudel fahren wollte, saß auf einem der Felsen, die über die brausende Stromfläche heraufragten, bis Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph sie sprengen ließen, ein kohlschwarzer Mann, wie ein Mohr, von gräulichem Ansehen, der schrie zu dem Bischof: „Höre, höre, Bruno! Ich bin Dein böser Geist, und Du bist mein! Fahre, wohin Du willt, Du bist mein! Bald wirst Du mich wiedersehen!"

Alle Menschen, die das hörten, entsetzten sich, der Bischof schlug ein Kreuz und sprach ein Gebet, da verschwand vor Aller Augen das Gespenst. Später baute man auf diese Felsklippe einen Thurm von Stein ohne Dach und nannte ihn den Teufelsthurm.

Zu Pösenbeiß, zwei Meilen abwärts, ließ der Kaiser anlegen, allda zu verweilen bei Frau Richlita, des Grafen Adelbar von Ebersberg Wittwe, die ihn gar stattlich empfing. Wie aber der Kaiser und der Bischof mit Andern in der Stube standen, brach der Boden unter ihnen ein, und Alle fielen hinab in eine Badstube, doch sämmtlich ohne Schaden, bis auf den Bischof Bruno; dieser fiel auf eine Badewanne auf die Kante, fiel die Rippen ein und stieß sich das Herz ab, daß er bald darauf starb.

Andere sagen, daß das Gespenst im Teufelsthurme ein schwarzer Mönch gewesen.

11.

Margaretha Maultasch.

Die Einwohner in Tyrol und Kärnthen erzählen viel von der umgehenden Margaretha Maultasch, welche einst eine äußerst stürmische und kampflustige Fürstin des Landes war, die viele Burgen und Städte eroberte und zerstörte, und oft unschuldiges Blut vergoß, und von dem großen Maul, das sie gehabt, also benannt worden ist.

Zu Klagenfurt im Zeughaus wird ihr Panzer verwahrt, da geht Niemand gern hinein, wenn Abends

die Betglocke bereits geläutet worden, denn man sagt, daß dann Maulschellen von unsichtbaren Händen fielen. An dem großen Brunnen, wo ein aus Erz gegossener Drache steht, sieht man Margaretha auf dunkelrothem Pferde nächtlich reiten. Auch auf dem alten Schlosse zu Meran erscheint dieser kriegerische Geist, neckt die Gäste, und hieb einst, bei einer Hochzeit auf dem Schlosse, mit bloßem Schwerte zwischen das neuvermählte Brautpaar, jedoch ohne daß dieses etwas vom Schwerte fühlte.

Auch unfern des Schlosses Osterwitz steht ein altes Gemäuer, bei welchem manche Hirten auf dem Felde, wenn sie vorwitzig oder unvorsichtig allzu nahe hinzukamen, mit Peitschenhieben von Geisterhänden gezüchtigt wurden. Darum steckte man in diese Gegend gewisse Zeichen, über welche hinaus keiner sein Vieh treiben durfte. Auch meidet das Vieh von selbst, von dem schönen und fetten Grase, das um jenes Gemäuer her wächst, zu fressen, wenn ja ein Hirte aus Unwissenheit und den Spuk nicht kennend, es dahin treiben sollte.

12.

Dietrichstein in Kärnthen.

Im Jahre 1334 geschah es, daß Frau Margaretha Maultasch das feste Schloß Dietrichstein belagerte. Die Besatzung war also hart bedrängt, daß sie nimmer sich länger zu halten vermochte, zumal da die gehoffte Hülfe vom Erzherzog Otto ausblieb. Da berathschlagten die Obersten und Befehlshaber, wie sie still und heimlich mit allem Volk davon ziehen wollten und der Frau Maultasche ein leeres Nest überlassen. Sie vergruben tief alle Schätze, die sie nicht mit sich führen konnten, zerstörten alles brauchbare Haus- und Kriegsgeräth, und als an einem Abend ein starker Nebel fiel, zog mit einhelligem Gemüth das ganze Kärnthische Kriegsvolk in der Stille ab und erreichte glücklich die Stadt Veit.

Am folgenden Morgen begannen die Maultaschischen ihr gewohntes heftiges Stürmen, waren aber nicht gering verwundert, als sie weder einigen Widerstand sahen, noch auch überhaupt einen Vertheidiger. Alles blieb still auf Mauern und Wällen, woraus sie wohl abnehmen konnten, daß die Vögel ausgeflogen. Frau Margaretha Maultasch entbrannte darob in großen Zorn,

und schrie die Ihrigen an, mit aller Heftigkeit zu stürmen und drinnen keinen Stein auf dem andern zu lassen. Dieß geschah denn auch, und das feste Haus wurde nun leichtlich eingenommen, und man zerbrach Thürme und Thore, Mauern und Gebäude, und machte das Meiste der Erde gleich. So wurde Schloß Dietrichstein von der Maultasche zerstört, doch hernach durch die Herren von Dietrichstein wieder in etwas gebessert und aufgebaut. Die vergrabenen Schätze aber blieben ungefunden, und es geht die gemeine Sage im Lande, daß noch ein groß unsäglich Gut im alten Schlosse verborgen liege, und noch heut zu Tage soll es oft geschehen, daß, wenn man recht in das verfallene Gebäu kommt, ein solches Werfen, Poltern, Sausen und Brausen sich erhebt, als wenn Alles vollends über den Haufen fallen sollte. Doch erblickt man nichts; aber Niemand darf sich unterstehen, lange an diesem unheimlichen und verrufenen Orte zu bleiben.

13.

Die Maultaschschutt bei Osterwitz.

Als die Belagerung und darauf folgende Zerstörung des Schlosses Dietrichstein durch Margaretha Maultasch vor sich ging, flüchteten viele Einwohner, Herren und Knechte mit Weib und Kind eiligst gen Osterwitz, eine Burg, welche dem edlen Ritter Reinher Schenk gehörte, welcher auch die Flüchtigen gern auf seiner starken und stattlichen Burg aufnahm, die eine Meile Weges von St. Veit gegen Völkelmarkt rechter Hand auf einem sehr hohen und steilen Felsen liegt, wo man weder mit Sturmanlaufen, noch mit Steingeschoß-Einwerfen etwas ausrichten konnte.

Die kühne Fürstin aber zog demohnerachtet mit vielem Kriegsvolk vor das Schloß, und war Willens, so lange davor zu liegen, bis es der Mangel droben in ihre Hand, und die vielen dort hinauf geflohenen Herren und Frauen in ihre Gefangenschaft liefere.

Herr Reinher Schenk traf alle Anstalten zur tapfern Gegenwehr; er vertheilte sein Kriegsvolk, dessen nur wenig über dreihundert Mann war, zweckmäßig auf die hohen Mauern und Thürme, und ließ fleißig Wache halten. Indeß rückte das feindliche Heer immer näher,

umkreiste den Felsenberg und schloß ihn so eng ein, daß Niemand mehr zu den Belagerten hinauf und Niemand herunter und durch die Belagernden hindurch gelangen konnte, fügte auch auf Geheiß seiner Herrin den Umwohnern merklichen und empfindlichen Schaden zu durch Morden, Rauben und Brennen.

Allein damit wollte sich das feste Schloß immer noch nicht geben, und die Zeit verstrich sonder Erfolg, so daß sich endlich Frau Margaretha entschloß, Werbung thun zu lassen an den Burgherrn, das Schloß gegen freien Abzug mit den Seinen zu übergeben. Darauf ließ Ritter Reinher Schenk ihr sagen: Er müsse, wenn er etwas nach ihrem Dräuen fragen wolle, fürwahr ein zages Kind seyn.

Da sonach diese Aufforderung zur Uebergabe von Osterwitz nichts fruchtete, so sollte nun der Ort ausgehungert werden, und es entstand in der That am Ende ein furchtbarer Mangel in Osterwitz, besonders am Wasser, so daß täglich viele Personen starben. Die dreihundert Kriegsmänner schmolzen zu einem Häuflein von einhundert, und mußten sich mit abscheulicher Speise von solchen Thieren sättigen, deren Fleisch man sonst verachtet. Da galt es nun einen guten Rath zu ersinnen, und diesen erfand Herr Reinher Schenk, als aller Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt war, bis auf einen dürren Stier und zwei Vierling Roggen. Man schlachtete den Stier, füllte in seine frische Haut den Roggen und stürzte es über den Berg hinab, so daß es die Belagerer mit großer Verwunderung sahen. Als Frau Maultasch dieß nun auch erfuhr, that sie

einen zornigen Schrei und rief: „Ha, das sind die Klausraben, die sich Fraß und Futter auf eine lange Zeit in ihre Felskluft zusammengeschleppt. Wir werden sie nicht leichtlich in unsere Klauen fassen. Auf! lassen wir diese in ihrem hohen Neste sitzen und richten unsere Jagd auf andere und fettere Vögel!"

Und von Stund an gebot die Herrin ihren Kriegern, daß ein Jeder insonderheit seine Sturmhaube voll Erde fassen, und sie auf einem ebenen Felde, gleich Osterwitz gegenüber, ausschütten solle. Dieß geschah, und wurde aus sothaner Erde ein ziemlich großes Berglein, das nannte man im Lande Kärnthen lange Zeit die Maultasch-Schutt. Im Jahre 1580 ließ der Landeshauptmann von Kärnthen, Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, der Frau Maultasch Bildniß aus schönem weißem Stein aushauen und aufrichten, welche Denksäule man das Kreuz bei der Maultasch-Schutt hieß.

Sagen aus Ungarn, Slavonien, Dalmatien und Kroatien.

1.

Des alten Ungarlandes Name und Einwohner.

Die Geschichte Ungarns reicht noch weiter in eine nebelvolle, mystische und sagenhafte Frühe hinauf, als die des Landes Böhmen. Einige haben gefabelt, des Landes alter Name Pannonia rühre her von Pannon, einem angeblichen Sohne Japhets, der in dieses Land gezogen und als König darin geherrscht; spätere Schriftsteller aber waren der bessern Ansicht, der Landesname sey entsprungen von dem Berge Pannon, Mons Pannoniae, welcher heut zu Tage der Martinsberg genannt wird und über dem Orte gleiches Namens, ohnweit der Freistadt Raab liegt. Auf diesem Wege steht die von Stephan I. gegründete Benedictiner Erzabtei St. Martin, auf drei Hügeln erbaut und voll mannigfaltiger Merkwürdigkeiten.

In der Zeiten Frühe waren des Landes Ureinwohner größtentheils den Römern zinsbar und unter das

Scepter ihrer Weltherrschaft gebeugt. Unter Constantin dem Großen, welcher sich zum Herrschersitz ein zweites Rom im Orient erbaute und zur Insignie des Kaiseradlers als Symbol des Ruhms, der Macht und Stärke das zweite Haupt fügte, um das östliche Reich damit zu bezeichnen, fiel ein wandernder Völkerschwarm aus Norden, die Gothen, in Pannonien ein, wiederholte diese Einfälle und machten sich seßhaft im Lande.

Zu den Zeiten des Römerkaisers Valentinian wogten die wilden Horden des Volkes der Hunnen aus Asien herüber, und gewannen, trotz lebhaften Widerstandes, sich das ganze Pannonien, vertrieben die Gothen und Römer und ließen sich theilweise im Lande nieder, das ihnen wohlgefiel.

Vom Ursprung der Hunnen erzählte man sich viel Wunderliches; unter andern, daß Filimer, der Gothen König, unter seinem Volke etliche Zauberweiber gefunden, die man Alirunen oder Alrunen hieß, und dieselben, weil er sie nicht länger dulden wollen, aus seinem Lager und Gebiet weit hinweg in die Wildniß bannte. Dort geriethen die verbannten Zauberweiber in die Gewalt der Waldmenschen, die man Faunen und Feigenblattmänner nennt, und aus der Vermischung mit ihnen entstand das verderbliche Geschlecht der Halbteufel, der Hunnen, klein, häßlich und wild, anfangs hausend in den mäotischen Sümpfen und lebend von Raub und Jagd.

Als dieses Volk sich unendlich vermehrt hatte, geschah es, daß einige seiner Jäger an das Ufer des

mäotischen Sees gelangten, wo sich unvermuthet ihren Augen eine Hindin zeigte, und bald stehend, bald wieder laufend vor ihnen her und über den cimmerischen Bosporus nach dem Chersones setzte, da der See gefroren war. Bald darauf entschwand die Hindin den Blicken der Jäger, diese aber sahen um sich her das schönste, wohnbarste Land, zu dem jene ihnen den Weg gezeigt, kehrten um und verkündigten ihren Landsleuten, was sie gesehen. Darauf erhoben sich zehnmal hunderttausend Mann mit Weibern und Kindern, und fielen in Pannonien ein, was sie nach großen Kriegen und Siegen in Besitz nahmen.

2.

Attila, Gottes Geisel.

Ueber das Volk der Hunnen herrschte mächtig und gewaltig ein König, des Namens Attila, zu Deutsch Ezel, der seines Gleichen an Macht und Tyrannei weder vorher noch nachher hatte.

Einst weidete ein Hirt seine Heerde und sah, daß ein Vieh hinkte, weil es am Fuße wund war. Er folgte der blutigen Spur und fand ein Schwert, auf dessen Schärfe die grasende Kuh getreten. Der Hirt grub das Schwert vollends aus dem Boden und trug es zu Attila, dem König, der sich über die Gabe freute,

in der er und seine Priester das heilige Kriegsschwert der Scythen erkannten, und sah daraus, daß er zum Herrn der Welt bestimmt war. Einst traf er auch einen Einsiedler an, der hieß ihn Geisel Gottes; da nannte und schrieb er voll Uebermuth folgenden Titel auf eine goldne Tafel, und ließ diese vor seinem Gezelt gleich einem Panier erhöhen:

„Attila, Sohn des Bendcuci, Enkel des großen Nimrod, geboren zu Engaddi: Von Gottes Gnaden König der Hunnen, der Meder, Gothen, Dacier, der Schrecken der Welt und die Geisel Gottes."

Eben so überschrieb der Hunnenkönig auch seine Briefe. In seinem Panier führte Attila einen gekrönten Adler, und das Volk der Ungarn behielt dieses Zeichen bis auf König Geysa. Gegen sein Volk zeigte sich Attila mild und gerecht, freigebig und weise, allen andern Völkern aber war er ein Schrecken und Abscheu, und es ging vor ihm und seinem Volke allüberall, wohin sie heerend zogen, ein Wehegeschrei her, daß alle Länder zitterten. Er verwüstete Deutschland, Gallien, Italien, äscherte zahllose Städte und Burgen ein und starb, nachdem er Menschenblut in Strömen vergossen, in seiner Hochzeitnacht mit Hildico, des Bactrianer-Königs Tochter, im eigenen Blute erstickend. In dieser Todesnacht der Gottes Geisel träumte dem frommen Kaiser Martian zu Constantinopel, er sähe Attila's Bogen zerbrechen.

3.

Der Namensursprung von Siebenbürgen.

Nach des Hunnenkönigs Tode fielen die von den Hunnen unterjochten Völkerschaften größtentheils wieder von ihnen ab und trieben sie nach dem Lande ihrer Herkunft, oder machten sie selbst zinsbar, doch brachen die Hunnen oft wieder in ihr verlassenes Land und weiter nach Deutschland heraus, und es wogten abwechselnd zwischen Siegen und Niederlagen die kämpfenden Völker über die Länder, bis im Jahre Christi 744 eine zahllose Menge Adler von den Karpathen herabflog und sich räuberisch über die Gefilde Ungarns verbreiteten, welches für ein bedrohliches Omen gehalten ward. Bald darauf, zur Zeit, als Constantinus Copronymus über das Römerreich herrschte, kamen die Hunnen, an der Zahl zweimalhundert und sechszehntausend, unter sieben Heerführern und eben so viel Heereshaufen, nach Dacien, ließen sich an sieben verschiedenen Stätten nieder, die sie mit Burgen befestigten. Darum wurde jenes Land Siebenbürgen genannt, wie es noch heißt bis zum heutigen Tage.

Von hieraus ergossen die Hunnen, mit den Avaren verbündet, wieder gar oftmals zahllose Schwärme Volkes

in die deutschen Länder und zeigten sich nicht minder wild und wütherisch, wie zu Attila's Zeiten, bis ihr Heer am Keuschberg in Thüringen unter Kaiser Heinrich, der ihnen als Tribut einen räudigen Hund sandte, in einer Vertilgungsschlacht 933 vernichtet und die deutsche Erde von ihrem Wüthen für immer frei wurde.

4.

Herzog Swatoplug und Arpad.

In Mähren saß ein mächtiger und gewaltiger Herrscher, Namens Suatoplug, zu diesem sandte aus Siebenbürgen Arpad, einer der Nachkommen Attila's, verehrte ihm ein schönes weißes Pferd mit vergoldetem Zaum und Sattel, und ließ ihn bitten, ihm zu vergönnen, einen Theil des von Suatoplug beherrschten Landes zu bevölkern, das nach dem letzten großen Kriege einwohnerleer und öde lag. Suatoplug freute sich, daß Leute, die er für Bauern hielt, sich zu Einwohnern anboten, und weil überdieß das ihm geschenke Roß ihm sehr wohl gefiel, so gab er den Boten Arpads zur Antwort: „Kommet und nehmet für Eures Herrn Geschenk so viel Landes, als Euch beliebt."

Da machten sich in zahlloser Menge die Schaaren Arpads auf, fielen ein in jene Distrikte, und bald erschienen andere Boten Arpads vor Suatoplug mit der

Forderung: Dieser möge alles Land, das Arpad und seine Vorfahren besessen, ihnen wieder abtreten. Darüber erzürnte sich Suatoplug und rief seine Mannen zum blutigen Widerstande auf. Bald entbrannte eine Schlacht, aber die Macht der Hunnen war so sehr überlegen, daß sie ihre Gegner bald überwältigten und den größten Theil des feindlichen Heeres sammt dem Herzog Suatoplug in die Donau jagten, darin der Letztere elend umkam. Nun breiteten sich die Hunnen, Hunn-Avaren oder Hungarn weit aus, theilten das Land in neun Kreise, überzogen alle Nachbarvölker mit Krieg und blieben lange Zeit hindurch hochgefürchtet, so weit nur die Kunde ihren Namen trug.

5.

Berg Zobor bei Neutra.

An der Nordseite der bischöflichen Stadt Neutra (Nyitra) erhebt sich über dem Flusse der Berg Zobor mit einem ehemaligen Kloster als ein mächtiger, isolirter Felskegel. Einen andern Berg gegenüber, auf welchem noch heute das Schloß von Neutra thront, krönte schon in grauen Zeiten eine Herrscherburg. In dieser saß Zobor, der junge Marahanenfürst, dessen Seele alle verderblichen Leidenschaften erfüllten.

Eines Tages geschah es, daß Fürst Zobor auf der Jagd von einem wilden Bären, den er in seinem Lager aufgescheucht hatte, sich hart bedrängt und dem Tode nahe sah, weil sein Stoß fehl gegangen war, und nur die tapfere Hand eines kühnen Jagdgenossen und dem Fürsten befreundeten Dienstmannes rettete Zobors Leben. Bei dem Schmauße, welcher der Jagd folgte, war der junge und schöne Retter seines Fürsten so unklug, im Gespräche mit andern Genossen scherzhaft anzudeuten, der Fürst hätte sich wohl selbst des grimmen Bären entledigen und diesen erlegen können, wenn er mehr Muth, mehr Kraft und mehr Geschicklichkeit besessen. Diese vermessene Rede drang zu Zobors Ohren und entflammte seinen heftigsten Zorn, in dessen Folge sich der kecke junge Mann bald mit Fesseln belastet im tiefen Kerker sah.

Da stürzte des Gefangenen junge und blühend=schöne Gattin zu den Füßen Zobors und flehte für ihres Mannes Leben und Freiheit; doch dieß Beginnen reizte den Tyrannen nur zu neuem Frevel: er erkor die schöne Bittende zur Beute seiner wilden Lust. Ihr Bruder Rastognew eilte zu dem frommen Bischof Wichin und flehte dessen Fürsprache an, welche dieser auch nicht verweigerte; aber er fand den Zugang zu Zobor durch Wachen versperrt, und eben so erfolglos war ein gewaltsamer Angriff, den Rastognew mit einigen Freunden versuchte. Er wurde im Kampfe verwundet und konnte nur durch schnelle Flucht dem Tode oder der Gefangenschaft entgehen.

Zobors Zorn kannte keine Grenzen mehr. Seines

Gefangenen Haupt fiel, und dessen schöne Gattin erlag der grausamen Gier ihres Tyrannen. Wohl zürnte der fromme Bischof dem Frevel und drohte mit der Strafe des Himmels; Zobor aber achtete seiner Reden nicht, und gebot Wichin, weil er eben, es war ein Sonntagmorgen, zur Jagd ritt, mit der Messe bis zu seinert Rückkehr zu harren. Diese verzögerte der Tyrann mi Absicht, um den Gehorsam seines geistlichen Dieners zu prüfen, und Wichin begann das heilige Amt sonder Menschenfurcht, nur dem höchsten Herrn gehorsam. Noch war es nicht geendigt, als Zobor zurückkehrte, und zornschnaubend mit dem ganzen Zug und Troß der Jagd, mit Rossen und Rüden in das Gotteshaus stürzte, dasselbe mit dem Getön der Hüfthörner und Peitschengeknall erfüllte und dem Priester am Altare zuherrschte, die Messe nochmals zu beginnen. Deß weigerte sich Wichin, und nun wurde der Zorn des Wütherichs tempelschänderisch. Er riß mit roher Hand den Priester vom Altare hinweg, vertrieb seine Ministranten, stieß die heiligen Gefäße um und warf das geweihte Brod den Rüden vor. Da erhob sich Wichin und sprach einen furchtbaren Bannfluch aus über den Kirchenschänder und sein ganzes Land, das er mit allen seinen Genossen verließ.

Rastognew, welcher ebenfalls landflüchtig geworden, wandte sich racheglühend zu dem Volke der Magyaren, das, noch im Heidenthume befangen, sich nomadisch und kriegerisch zugleich über weite Länderstrecken verbreitete. Er prieß die Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Heimath, er rühmte die Menge der Schätze, die

auf Zobors Burg aufgehäuft seyen, und reizte die Magyaren zum Eroberungszuge an. Der Schrecken ging vor den unermeßlichen Heerschaaren dieser berittenen Krieger her, das Land war fast ohne Schwertschlag genommen, die Stadt Neutra nicht minder, da ihre Bewohner sich geflüchtet hatten, und die Burg Zobors kam durch einen raschen Ueberfall in die Hand der Feinde. Zobor wurde Rastognews Gefangener, welcher die Schmach der Seinen blutig und grausam rächte. Er ließ ihn binden an eines Rosses Schweif und ihn aus der Feste, durch die verlassene Stadt und auf den, dem Burgberge gegenüber liegenden Felsengipfel schleifen, wo man ihn an einer hohen Eiche aufknüpfte. Seitdem ward dieser Berg Zobor geheißen.

Mit Zobors Ende war es auch um das Marahanenreich gethan. Die Magyaren blieben Herren des Landes, erkürten Neutra zu einer ihrer Hauptfesten und breiteten sich aus bis an die Wang.

Auf dem Berge Zobor, der später bis zum Gipfel mit edlen Reben bepflanzt wurde, ward dem heiligen Urban eine Kapelle erbaut, die noch in späten Tagen fromme Beter fand.

6.

Sanct Zoërards Höhle am Berge Zobor.

Als Herzog Geysa und seine Gemahlin Sarotta, die ersten christlichen Herrscher des Ungarlandes, sich bemühten, den neugewonnenen Glauben, zu welchem sie sich selbst bekannten, in ihrem ganzen Reiche einzuführen, kam eine Menge gottesfürchtiger und frommer Männer nach Ungarn, um bei dem Bekehrungswerke hülfreich zu seyn.

Unter diesen war auch Zoërard, ein Dalmatier von Geburt, mit einem jüngern Gefährten, Namens Benedict. Beide richteten sich in einer Felshöhle an den Ufern der Wang eine Einsiedlerwohnung ein, an derselben Stelle, auf welcher später (1241) die Benedictiner-Abtei Skalka erbaut wurde. Beide lehrten, predigten und tauften die Neubekehrten, die in großer Zahl sich dem Christenthume gläubig zuwandten. Als nun ihr Ruf sich in der Gegend immer mehr ausbreitete, so kamen Männer aus Neutra und baten die Bekehrer, auch in ihren Ort das Licht der neuen Lehre zu tragen. Hierauf trennten sich die treuen Genossen; Benedict blieb in Skalka, wo er den Märtyrertod finden sollte, und Zoërard wandte sich gen Neutra hin und

zog in eine Höhle, welche sich am Berge Zobor befand. Dorthin strömte das Volk in Schaaren, hörte die Lehren des frommen Mannes an und ließ sich von ihm taufen.

Solches Gott wohlgefällige Thun verdroß den Fürsten den Finsterniß, der alle Mittel und Höllenkünste aufbot, den Bekehrer zu irren und zu stören, doch alle fruchtlos. Da riß er in einer wilden Sturmnacht voller Wuth mit seinen ihm dienenden Dämonen ein mächtiges Felsenstück vom Gipfel des Berges und ließ es vor die Höhle Zoërards rollen, so daß dem frommen Manne der Ausweg und selbst das Licht gänzlich versperrt war.

Schon drohte, nach mehreren Tagen voll schrecklicher Bilder und Gedanken, der in die nachtvolle Felsenhöhle Eingekerkerte dem Mangel aller Nahrungsmittel zu erliegen, und glaubte sich in diesem Steingrabe von Gott, den er so fromm bekannt, ganz verlassen und vergessen, allein da fuhr ein Blitz vom Himmel, der Donner erschütterte Fels und Höhle, und der riesige Block ward hinweggeschleudert vom Eingang, durch den nun stärkend und belebend die Luftfrische drang. Aufs Neue lehrte und predigte Zoërard, erwarb sich den Namen des Apostels von Neutra und die Segnung der dankbaren Nachwelt. Lange nach seinem Tode zeigte man noch den Felsblock, der zum Fuße des Berges Zobor herabgerollt war und die Spuren der Teufelsfinger trug — und die Grotte, darin der heilige Zoërard gewohnt.

7.

Der Geierstein.

In den Gebirgen, aus denen die rauschende Neutra ihre Wellen rollt, wandelte unzufriedenen Sinnes einst Kalad, ein Krieger und Jäger, und suchte den düstern Unmuth, der ihn beherrschte, durch das Blut der Thiere des Waldes zu kühlen. Hoch über ihm zog kreischend ein Geier seine weiten Kreise, und der Jäger sandte aus rasch gespannter Armbrust den tödtlichen Pfeil empor. Doch der Schuß ging fehl, und durch den dunkeln Tannenforst gellte eine helle Stimme, wie Hohngelächter; der Geier flog waldeinwärts.

Ergrimmt folgte der Jäger der Richtung, die der Raubvogel nahm, und sandte, als er diesen abermals erblickte, einen zweiten Pfeil nach ihm hin. Aber unverletzt blieb der Geier, und nur lauter scholl durch den Wald das verhöhnende Gelächter. Wild blickte Kalad umher und ersah plötzlich die unheimliche Gestalt eines hagern und fahlen Mannes, der ruhig in einiger Entfernung stand.

„Wer bist Du?" fuhr Kalad den Unbekannten herrisch an; und dieser erwiederte: „Ein Jäger, wie Du, nur daß ich bessere Pfeile habe und ein besseres Geschoß. Probire es!"

„Mein Geschoß ist erprobt, ich bedarf keines fremden!" murrte Kalab.

„So schieße, dort horstet der Geier!" sprach der Unbekannte.

Kalab zielte scharf und schoß; er sah, wie der Pfeil dem Geier, der ohnweit auf seinem Neste saß, mitten durch die Brust fuhr, und dennoch schien er nicht getroffen. Um so betroffener wurde Kalab. Der Fremde reichte ihm wiederholt seine Armbrust hin, und mit Hast ergriff sie der Schütze, zielte, schoß, und jetzt fiel, gräßlich kreischend, der Geier vom Fels herab.

„Mir das Geschoß!" rief Kalab. — „„Nicht umsonst!"" war des Fremden Antwort. — „Dein Begehr?" — „„Ein Tröpflein Blut von Deiner Hand!"" — „Für das Geschoß allein?" — „„Für Alles, wonach nur immer Dein Herz begehrt."" — „Wohlan!"

Der Pact war besiegelt; von Kalabs Jägerhut wehte ein dunkelfarbiger Fittig des erlegten Geiers. So lange Kalab diesen Flügel trug, war er unverwundbar und der Fremde ihm zu Dienst verpflichtet.

Kalab wurde reich, übermüthig, herrisch, ein Despot, da bald Land und Leute ihm unterthan waren. Auf dem Fels, wo der Geier gehorstet, erhob sich eine feste, stattliche Trutzburg, die nannte der Erbauer Geierstein (Keselyö-kö). Bald wimmelte von Raubgesellen und allerlei wüstem Gesindel die neue Burg, bald ward die ganze Gegend unsicher, und jammervolle Klage der durch Kalab und seine Rotten Beraubten und Unterdrückten gelangten zum Ohre des Herrschers.

Da ward dem Grafen von Neutra befohlen, das Banner der Gespanschaft zu erheben, und bald umringte ein Heer den festen Geierstein. Doch lange widerstand die Burg jedem Angriff. Kalabs Muth aber wollte die Feinde gänzlich abtreiben, und er fiel aus. Hoch wehte von seinem Helme der Geierflügel, und auf seine Unverwundbarkeit bauend brach sich Kalab durch alle Feinde siegreich Bahn bis hin zum Haupte der Belagerer, dem Grafen. Dieser sollte von seiner Hand fallen. Schon entbrannte der Kampf, da schwirrte ein Pfeil, da flog der Geierflügel herab vom Helme Kalabs, und jenes Lachen, das er einst im Walde vernommen, übertönte gellend das Getümmel der Schlacht. Und mit dem gebrochenen Flügel brach Kalabs Kraft und Muth; ein Schwerthieb seines Gegners streckte ihn zu Boden.

Burg Geierstein verfiel, und die Geier horsten wieder in ihren öden Trümmerresten.

8.

Das versunkene Dorf.

Auf den triftreichen Höhen von Gergelylak, wo man heute nur einsame, von Schafheerden bevölkerte Weideplätze und keine Menschenwohnungen erblickt, lag einst ein stattliches Dorf, dessen Bewohner überreich

und deshalb auch übermüthig waren. Der Ueberfluß des Goldes und der glänzenden Habe ließen Gottesfurcht und gute Sitten immer mehr schwinden, und dafür zogen alle mögliche Frevel und Laster als bleibende Gäste in die Wohnungen ein. Lange ließ der Himmel die Uebelthaten ungerächt, bis deren Maaß überschwoll und ein grauenvoller Unheilstag das goldne Dorf von der Erde tilgte und es mit allen seinen Häusern, Bewohnern und Schätzen tief in den Schooß derselben sinken ließ. Harte Buße ward den lasterhaften Bewohnern vom zürnenden Himmel auferlegt. Sie müssen sich durch die Erde mit den Fingern einen Weg zur Kirche und wieder zurück in ihre Häuser graben, das dauert, Hergang und Hingang, jeder genau ein halbes Jahr. Einmal nur im Jahre, wenn die Sünder in der Geisterkirche beisammen sind, um einen vollen Tag hart und furchtbar zu büßen, tönt schaudervoll die unterirdische Glocke, deren dumpfen Hall man bisweilen auf der Oberfläche vernimmt. Wer ihn hört, dem zittert das Herz. Und diese Buße der Sünder soll währen bis zum jüngsten Tage.

Eines Tages ließ ein Schäfer auf den Höhen von Gergelylak seine Heerde weiden, und entlockte seiner Fuliara, einer in Ungarn üblichen Schalmei, melancholische Töne. Da vernimmt er, zur Mittagsstunde, einen andern, schauerlichen Klang, der tief aus dem Bergesinnern zu dringen scheint, und endet, von Furcht durchbebt, schnell sein Spiel und spricht ein Gebet für die büßenden Unterirdischen. Indem nimmt er wahr, daß eins seiner Schafe hinkt und sich am Fuße ver-

wundet hat. Der Blutspur folgend, sieht er eine rostige Eisenspitze aus der Erde ragen. Er scharrt mit seiner Schippe die Erde hinweg und entdeckt ein Metallkreuz von uralter Form. So wie er dieses Kreuz mit der Hand berührt, ist ihm, als schaue er durch die Erde wie durch den Spiegel eines Sees tief, tief hinab und sehe unten das versunkene Dorf in aller seiner Goldpracht und seinem alten Glanze, aber keinen Einwohner vermochte er zu erblicken, die waren alle in der Kirche und büßten für ihre Sünden. Da entdeckte der überraschte Seher auch, sich ganz nahe, den massiv goldnen Knopf des Kirchthurms und gedachte, diesen Knopf mit leichter Mühe an sich zu bringen. Allein diese Mühe war gänzlich fruchtlos; wie sehr der Schäfer auch sich abmühte, der Goldknopf saß eisenfest am Thurme des versunkenen Dorfes. Lange starrt der Hirte, habsüchtig nach dem Golde, auf den Knopf und hinab in die Tiefe, endlich erhebt er sich und geht, sich Hülfe herbeizurufen, so ungern er auch mit seinen Gesellen den Reichthum zu theilen sich entschließt. Die Mittagsstunde ist längst vorbei, als er mit mehreren Gefährten und mit allerlei Handwerksgeräthschaften versehen, wieder auf den Hügeln von Gergelylak anlangt. Nun sucht er die Eisenspitze und das Kreuz; er findet sie nicht, hat auch in seiner Hast und Eile vergessen, ein Zeichen daneben zu stecken. Die Kameraden murren, glauben sich von ihm geäfft, er will sich verantworten und ihnen das verwundete Schaf zeigen. Da ist kein einziges von der ganzen Heerde verwundet, alle sind heil. Statt des goldnen Thurmknopfes empfängt der

Hirte viele Prügel, und nach drei Tagen war er todt. Es ist nicht gut, den Ton der Glocke des verfluchten Dorfes zu hören, und noch schlimmer, hinunter zu sehen, denn Letzteres zeigt nahen Tod an.

9.

Der Meermann bei Ragusa.

Im Jahre 1716 ließ sich einige Meilen von der Stadt Ragusa ein seltsames Meerwunder erblicken. Dieses war die Riesengestalt eines beinahe funfzehn Fuß hohen Meermannes, die einen Kopf von ungemeiner Größe trug, übrigens in allen Theilen des Leibes wohl proportionirt erschien. Dieser Meermann trat um die Mittagsstunde an das Land und ging mit großen Schritten am Ufer ab und auf. Oft streckte er seine Hände über den Kopf gen Himmel, und wenn er solche wieder sinken ließ, erhob er ein so starkes Geschrei und durchdringendes Geheul, daß man dasselbe weiter als eine halbe französische Meile vernehmen konnte. Wer es hörte, bebte vor Grauen und Entsetzen, und die nahe waren, mußten ihre Ohren verstopfen. Gegen drei Uhr kehrte der wandelnde Meermann in die Tiefe zurück und stieg dann an den folgenden Tagen wieder an einem andern Orte aus der Fluth empor. Die Kunde von seiner räthelhaften Er-

scheinung erfüllte ganz Dalmatien mit Furcht und Schrecken. Zu Zengg in der Walachei ward dieses Meerwunder abgebildet und in einem Saale aufgestellt.

10.

Die Willi.

Wo auf den einsamen Haidestrecken Ungarns und Kroatiens jene grünen Kreise im Grase sich finden, die der Volksaberglaube in Deutschland Elfenkringel und Hexenringe nennt, tanzen, so wie auf Kreuzwegen, nach magyarischen Sagen, die Willi's, die der Sorbe Wila nennt, gespenstigen Reigen. Jede Jungfrau, die der Tod als Braut küßt, wird eine Willi.

Ein holdes Edelfräulein auf Burg Löwenstein liebte einen schönen und wackern Knappen ihres Vaters, des stolzesten Freiherrn. Diesem ward der Tochter heimliches Glück von Verräthern vertraut, und er entsandte den Edelknecht mit geheimer Botschaft — auf Nimmerwiederkehr. Der liebende Jüngling gedachte recht treu seine Botschaft zu vollziehen, die an den Prior des Templerhauses Pöstény gerichtet war, und träumte von dem künftigen Glücke seiner Liebe. In dem Briefe, den er trug, gebot der stolze Vater der Geliebten dem

Prior, seinem Freunde, den Ueberbringer in ewigem Dunkel unterirdischer Kerkermauern festzuhalten. Gott aber fügte es, daß der Prior vor Kurzem gestorben, und ein anderer an dessen Stelle erwählt war, der keine Verpflichtung fühlte, so grausamem Gebot gehorsam zu seyn. Er enthüllte dem Knappen das frevelhafte Geheimniß und entsandte ihn mit einem andern Briefe zum Heere des Königs. Zum Löwensteiner Burgherrn aber sandte der neue Prior einen Boten und ließ ihm künden, daß sein Bote in der Wag ertrunken sey, als er die Furth von Beczko durchreiten wollen, und nur seine Leiche sey mit dem Briefe nach dem Templerhospiz gebracht worden. Trübe Trauer umflorte des Burgfräuleins Herz; sie irrte gramvoll umher, und von ihrem Munde zitterte bisweilen ein melancholisches Lied von den Willi's:

„Auf den Hügeln, auf den grünen Kreisen,
Und wo einsam sich die Wege kreuzen,
Tanzen Willi's hold im Mondenscheine,
Willi's, Bräute, junggestorbne Bräute;
Bleich und schön, in silbernen Gewändern,
Und in Schleiern, voll von Thaues Perlen.
Naht ein Jüngling sich dem Willireigen,
Muß er tanzen mit den bleichen Geistern,
Tanzen, bis er todt zu Boden sinket;
Tanzen muß er mit der jüngsten Willi,
Die durch ihn, mit ihm, zur Ruh dann eingeht."

Der Freiherr von Löwenstein erkor für seine Tochter einen Bräutigam nach seinem Sinn, aber der Tochter

brach der Gram der Liebe um ihren ersten Herzens=freund das Herz. Sie starb als Braut.

Der junge Knappe hatte im Kriege gegen die feind=seligen Türken Ruhm und reiche Beute errungen, und beschloß, nach Burg Löwenstein zu reiten, vor den Va=ter der Geliebten zu treten und um seiner Tochter Hand zu bitten. Die Nacht schwang über seinen Pfad ihre Schattenflügel. Durch die Nebeldämmerung sah er von Weitem Burg Löwenstein schimmern, lichtlos, schwarz. Der Berg, auf dem sie stand, schien ein Sarg zu seyn. Es war Mitternacht. Siehe, da scheute auf einem Kreuzwege plötzlich des Reiters Roß und bäumte sich; weiße Lichtgestalten schwebten Hand in Hand gespenstig auf und nieder, graue Schleier und Bänder flatterten, wie von Duft gewoben, wie Gewebe der Spinnen. Der Reiter stieg vom Roß, es zu füh=ren über den Ort, vor dem es sich scheute, aber als er den Zügel zu erfassen meinte, faßte er eine Mädchen=hand und sah ein bleiches, liebezärtliches Antlitz — das seiner Geliebten. Und sie zog ihn zu dem Willi=tanze, und von ihren leisen Geisterküssen ward er bleich und bleicher — und entschlief.

11.

Die Casa santa zu Tersatto.

Hoch über der Hafenstadt des ungarischen Litorale, Fiume oder St. Veit am Flaum, erhebt sich ein steiler Felsberg, auf welchem das uralte Stammschloß der Familie Frangipani, Tersact oder Tersatto, über Rebenbergen ruht. Die steilste unfruchtbare Absenkung des Felsen aber umfließt in einem Halbkreise malerisch die Fiumara. An das Schloß stößt ein kleiner Bergflecken und diesen begrenzt ein Franziskanerkloster mit einer vielbesuchten Wallfahrtkapelle, Maria Loreta geheißen. Von diesem Hause geht eine wunderbare Sage.

In dem Kloster auf dem Berge lebte im Jahre 1291 ein frommer Priester, Namens Alexander, welcher krank lag und Gott und die Heiligen um Linderung seiner Schmerzen anflehte. In der Nacht vom 10. Mai fühlte er sich ganz genesen und hatte eine Offenbarung, daß das heilige Haus der gebenedeiten Gottes-Mutter, das die Apostel zu einer Kirche umgestaltet, von Nazareth hinweg und auf den Berg Tersat versetzt sey. Und siehe, als er heraustrat, da stand der kleine heilige Tempel da, hergetragen von den Engeln auf den Flügeln der Morgenröthe, bei klarem Himmel,

bei tiefer Meeresstille. Einfach und schlicht war das Haus, von dunkeln Ziegelsteinen, vierzig Schuhe lang, zwanzig breit, achtundzwanzig hoch. Die Thür war mitternachtwärts gerichtet, und das einzige Fenster gegen Niedergang. Das Dach trug ein kleines Glockenthürmchen, das Gewölbe zierten goldne Sterne. Der Altar war mit Tüchern belegt, und das Antipendium war himmelblau. Köstliche Schnitzbilder der heiligsten Personen dienten zur Altarzier, sie waren aus dem feinsten Cedernholz, wie die Mönche auf dem Kloster des Libanon solche verfertigen.

Der fromme Priester Alexander breitete nach allen Seiten hin dieses Wunderereigniß aus, und zahlloses Volk strömte herbei, Gläubige und Ungläubige, und es geschahen große Wunder dort.

Damals residirte Nicolaus, Graf von Frangipani, Ban in Dalmatien, Croatien und Slavonien, in der Stadt Modrus, die jetzt ein Dorf ist, der reiste alsbald, wie er die Kunde vernahm, daß die Engel das Haus der heiligsten Jungfrau gen Tersatto getragen, nach seinem Stammschlosse, und sandte den Priester Alexander mit noch drei andern glaubwürdigen Personen gen Nazareth, zu erforschen, ob auch in der That das Haus dort fehle. Nach vier Monaten kehrten die Pilger heim, und beschwuren, daß sie in Nazareth das Haus nicht gefunden, und daß es wahrhaftig zu Tersatto stehe.

Doch nicht für immer sollte Tersat dieses heilige Haus besitzen. Nach einem Zeitraume von 3 Jahren 7 Monaten und 4 Tagen verschwand es, an einem

Sonnabend, am 10. Christmond 1294, in der Mitternachtsstunde, und die Engel setzten es ohnweit Ancona in Italien nieder auf einen Hügel des Recanatischen Waldes. Dessen Eigenthümer waren zwei Brüder, die stritten sich, wem das Haus seyn sollte; da ward es abermals aufgehoben und in einem Gehölz, das einer Edelfrau, Namens Laureta, gehörte, mitten auf der Landstraße niedergesetzt. Dort steht es noch heute, reich und überreich begabt und weltberühmt.

Voll Trauer über den großen Verlust, der nicht minder wunderbar war, wie die frühere Begabung, ließ Herr Nicolaus von Frangipani dem betrübten Volke eine der vorigen im Aeußern ganz gleiche Kapelle erbauen, und Papst Urban sandte ein Bild der Mutter Gottes nach Tersatto, das der Evangelist Lucas eigenhändig auf eine Tafel von Cedernholz gemalt, und begnadigte die Kapelle mit großem Ablaß. Papst Nicolaus V. gestattete die Erbauung einer Kirche und eines Franziskanerklosters. Später erbaute man auch noch mehrere andere Kapellen an dem Wunderorte, zu dem alljährlich viele Tausende wallfahren.

12.

Die Schlacht der Vögel bei Wichitsch.

Etwas Wunderbares trug sich zu in der festen, von der Unna umflossenen Grenzstadt Wichitsch. Nämlich es erschien dort am dritten und vierten Tage des Christmonats im Jahre 1587 (nach Andern 1586) ein zahlloses Heer von Vögeln, wilden Gänsen und Enten in den Lüften, deren Schwärme dunklen Wolken glichen, welche die Sonne verfinsterten. Sie stürzten sich, an die Hunderttausende stark, in die Unna und brachten durch ihre Menge hervor, daß dieser Fluß aus seinen Ufern trat. In der fünften Nacht vernahm man ein furchtbares Geschrei und Geräusch, das die ganze Gegend durchschallte, und sah mit Tagesanbruch diese Vögel, die sich in die Luft erhoben hatten, im wildesten Kampfe gegen einander, als ob sie sich gegenseitig ganz vertilgen wollten. Sie hackten grimmig mit den Schnäbeln auf einander ein, und es schien der Kampf kein Ende zu nehmen, bis die meisten, verletzt oder getödtet, zur Erde auf die Auen oder ins Wasser fielen, so daß Kriegsleute, Bürger und Bauern sich mit ganzen Trachten derselben beluden, auch Schiffe, Wagen und Karren füllten und sie fröhlich verzehrten. Das

übrige Geflügel hob sich drei Tage nach dieser Luftschlacht über einer weiten Wiese in die Höhe, flog höher und höher und entschwand dem Auge der verwunderten Zuschauer, die sich von diesem Omen viel Bedenkliches zuflüsterten und es für eine üble Vorbedeutung hielten. Und noch in demselben Monate geschah ein blutiger Einfall der Türken in das Land.

Inhalt.

Seite

Seite

Druck von C. Vogler in Pößneck.




Digitized by Google